Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 17 | Gotha, 1. September 1927 | 41. Jahrgang

Inhalt: Sacco und Vanzetti [Sp. 785] — Väter und Söhne [Sp. 786] — Kaiser Wilhelm I. und die Lehrfreiheit der Geistlichen [Sp. 788] — Zum Verständnis der Simultanschule [Sp. 790] — Die Schulpolitik der Thüringer evangelischen Kirche [Sp. 792] — Der neue Geschichtsunterricht. Schluß [Sp. 795] — Aufgabe und Arbeit der Sudan-Pionier-Mission [Sp. 801] — Eugen Diederichs [Sp. 805] — Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht. Erste Hälfte [Sp. 807] — Die Geisterwelt [Sp. 814] — Erlesenes zur Auslegung von Genesis 3 [Sp. 815] — Der Friede durch die Jugend [Sp. 816] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage: Dreiteilige Schicht in der Eisenindustrie; Sowjetrußland [Sp. 817] — Vom neuen Singen. 4. Neue Liederbücher [Sp. 821] — Vom „andern" Amerika: Sherwood Anderson [Sp. 823] — Bücher und Schriften: Das Buch der Reformation Huldrych Zwinglis (Köhler); Johann Heinrich Pestalozzi (Delekat); Albert Schweitzer (Kraus); Die neuentstehende Welt (Keyserling); Zwanzig Jahre Zuchthaus (Bartsch) [Sp. 825] — Wöchentliche Chronik [Sp. 828] — Verschiedenes: Nachahmenswert; Scheidung und Annullierung der Ehe; Zu Domelas Memoiren; Noch einmal Sacco und Vanzetti, Kleine Mitteilungen; Aufruf [Sp. 830] — Versammlungskalender [Sp. 832] — Anzeigen

Sacco und Vanzetti

Wir warten . . . einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet. 2. Petr. 3, 13

Älteste Christenheit hat sich — in dieser allerletzten neutestamentlichen Schrift — aus mancher Enttäuschung in die Zuversicht geflüchtet auf „einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet". Sie hat sich also nicht beruhigt bei einer vagen Hoffnung auf irgendwelchen „Zustand der Seele nach dem Tode", sondern hat die Vorstellung eines neuen Gesamtzustandes gehabt, der zwar anders sein würde als der jetzige, aber keineswegs ein ganz Anderes. Denn Eines würde dort sein, was auch heute hier schon ist: „Gerechtigkeit". Nur daß es heute hier nicht „wohnet", sondern heute hier als Fremdling ein mühseliges Dasein führt. Dort aber wird es eine wohnliche Stätte haben und sich tummeln können nach Herzenslust: „Gerechtigkeit".

Man kann das Wort „Gerechtigkeit" in dem Bibelspruche verschieden deuten. Es ist ein reiches Wort. Aber das ist sicher darinnen, was man meint, wenn man als Begriffspaar zusammenreiht: „Recht und Gerechtigkeit".

Und von all den Zukunftsvorstellungen, die menschlicher Glaube hat, ist vielleicht diese die einfachste, schlichteste, notwendigste, von allen Denkenden und Guten anerkannteste: Der Zustand der Vollendung, auf den die Welten Gottes in ihrem zeitlichen Gange hinzielen, wird „Gerechtigkeit" sein. Man braucht nur eine Weile sich dem hinzugeben: alle die andern Sehnsüchte, Hoffnungen, Zuversichten schließen sie ein, ruhen in ihr, ob man nun sagt „Wohlfahrt Aller" „ewiger Friede" „Reich Gottes „Himmel" „Seligkeit" — das ist alles nichts, wenn nicht Gerechtigkeit damit gegeben und verbürgt ist. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk" — sie muß auch das Volk Gottes erhöhen, auf das die Geschichte Gottes mit den Menschen hinaus will.

*

Zuweilen ereignet sich Etwas irgendwo, da bricht der Schrei nach Gerechtigkeit aus der Seele der Menschheit hervor.

Das geschieht unter tausend Hindernissen. Unwissenheit, Bosheit, Wahn bemächtigen sich der Sache. Man wird, um Gerechtigkeit zu schaffen, selber ungerecht. Man zerstört Menschenleben, um Menschenleben zu schützen. Kurz, man tut Törichtes und Wahnwitziges. Aber gehen wir den Wurzeln der Erregung nach, finden wir die eine edle, unzerstörbare, lebendige Wurzel, die in all das wunderliche und sündhafte Treiben ihren Saft und ihre Kraft mit hineingibt: den Drang nach Gerechtigkeit. Alle ernsthaften Revolutionen beweisen das.

So im Fall Sacco-Vanzetti.

Das Juristische des Prozesses kann Niemand von uns prüfen und beurteilen. Genug, daß zuständige Beurteiler von allen Seiten ihre Zweifel erhoben haben. Das genügt. Wenn es sich nicht um Leben und Tod handelte! Jede andere Strafe kann zurückgenommen, irgendwie gesühnt werden — diese nicht. Die ganze Begebenheit ist wie ein Kolleg über Todesstrafe. Es muß wirklich ohne die gehn. Bei der Beratung unsers neuen Strafgesetzbuchs hat ein Sachverständiger geäußert, wir seien für ihre Abschaffung noch nicht reif. Vielleicht ist es so. Dann müssen wir dafür reif werden. Wir müssen ohne die paar Hinrichtungen auskommen, die wir vorläufig noch für notwendig halten. Einst wurde jeder Spitzbube gehenkt, Mord und Totschlag mit Geldbuße gesühnt. Ach das alles sind ja nur Sitten und Unsitten. Wann werden die Menschen einmal klug werden?

Man weist auf die Russen hin, die es viel schlimmer treiben. Das ist wahr. Aber einmal verlangt man von ihnen nicht so viel. Sodann heucheln sie weniger. Sie stellen einfach an die Wand, wer ihnen nicht gefällt. Gewalt fühlt sich gefährdet, schafft und hat — Recht. Anders ist das ja in Amerika auch nicht (und sollte doch anders sein). Ob Sacco und Vanzetti endlich hingerichtet oder noch begnadigt wurden, die ganze Aktion war getrieben und getragen von dem Haß, der Angst, dem Trotz gegen den Bolschewismus. „Tut nichts, der Bolschewist, der Anarchist wird verbrannt." Es ist nicht „Recht", es ist Krieg. Das sage nicht ich, das sagt nicht das Ausland, das wissen, fühlen, sagen Tausende in den Vereinigten Staaten selber. „Recht" höchstens im Sinne der Lynchjustiz. Schade, denn wir könnten ein Amerika sehr wohl brauchen, „in welchem Gerechtigkeit wohnet".

Ein Fall, aus dem wir viel lernen können. Drüben und hüben. Gott gebe, daß wirs auch tun. R

Väter und Söhne

Rede auf dem Prager Weltkongreß

Väter und Söhne stehen zumeist im Gegensatz zueinander; Lebensgrundsätze und Anschauungen bringen sie so auseinander, daß sie sich nicht verstehen. Häufig gleichen dann die Enkel den Großvätern: beide, die erste und die dritte Generation reichen sich dann über die zweite hinüber die Hand.

Wie mit den Einzelnen so verhält es sich mit den Zeiten: über die Häupter der Söhne, die Väter geworden sind, hinweg, verstehen sich Enkel und Großväter, also eine Zeit mit der Ziffer Drei greift über eine Zeit Zwei hinweg auf eine Zeit Eins zurück. Der Grund ist klar:

wenn eine Zeit das, was ihr als Neues anvertraut war, bis ins Äußerste hinein durchgeführt hat, dann erwacht die Kritik, und diese begnügt sich selten damit, Übertreibungen zu beseitigen, sondern sie hält den ganzen Weg für falsch. Wenn sie einen andern einschlagen will, dann kommt sie meist wieder auf die Spur der Väter, von denen sich die Söhne abgewandt hatten. Das geschieht aber kaum einmal, ohne daß doch etwas von dem Eigenen und Neuen der zweiten Generation, wenn auch unbewußt, mitgenommen und in das Neueste eingearbeitet wird: These, Antithese, Synthese.

Es ist kaum ein halbes Jahrhundert her, da fühlten wir uns als Söhne, als Bringer einer neuen Ära in der Theologie, als Verkündiger einer Botschaft, die Kirche und Welt auf den rechten Weg bringen sollte. Die Kenner der Geschichte unter uns wußten, daß wir damit nur über unsere orthodoxen Väter hinweg nach der Aufklärung hin zurückgriffen, natürlich nicht ohne mannigfach Erbe aus dem orthodoxen Vaterhaus mitzunehmen. Wir hatten manches an unsern Vätern auszusetzen: wir ertrugen es nicht, daß die Bibel wie ein inspiriertes Orakel verehrt und benutzt wurde; wir wollten uns der Autorität des Dogmas nicht beugen, weil wir es als eine zeitgeschichtlich bedingte Größe erkannten; wir wollten nicht, daß der Glaube mit der Barbarei und der Unglaube mit der Kultur ginge; wir ertrugen nicht die Unterdrückung der Persönlichkeit durch Tradition und kirchenregimentliche Gesetze. Und wir hatten vieles, was wir durchsetzen wollten: die Stimme des Glaubens und dahinter die der Offenbarung in der geschichtlich und kritisch verstandenen Schrift, die Verbindung mit der frei aufgefaßten Kontinuität der christlichen Überlieferung, das Band mit der weltlichen Kultur, die freie Entfaltung der Persönlichkeit — das wollten wir alles aufrechterhalten. Und wir bemühten uns wie um die Analyse der Bibel auch um die psychologische Erkenntnis der religiösen Vorgänge, um sie theoretisch zu verstehen und auch praktisch einleiten zu können. Die festen Größen der alten Zeit analysierten wir historisch-kritisch und psychologisch. Das war unser Auftrag, das bleibt auch unser Verdienst.

Aber die Söhne wurden Väter, und ehe wir zur Besinnung kamen, sahen wir Söhne wider uns, die uns so wenig schonen, wie wir es unsern Vätern getan hatten. Als ich in einer magyarischen Pastoralkonferenz meine Ansichten entwickelte, kam ich zwischen zwei Feuer: ein alter orthodoxer Theologe und ein Anhänger der neuesten Schule bekämpften mich. Beide wollten dasselbe, wenn auch mit etwas verschiedener Tönung. Sie wollten wieder Wort Gottes, Dogma, Kirche, Abwendung von der Kultur, Gott und Mensch geschieden; vor allem aber verachteten sie das Menschenwerk — wenn nicht Teufelswerk — der Psychologie, die Gott die Ehre nimmt und meint alles verstehen und alles machen zu können. Die Enkel und die Großväter. — —

Und was sollen wir armen Söhne, die wir Väter wurden, was sollen wir tun? Sollen wir unsere Herzen zu unsern Söhnen bekehren? Wir sollen vor allem uns selber treu bleiben. Wir sollen uns nicht anpassen; nur wo wir offenbare Mängel oder Fehler sehen, dürfen wir unsre Einseitigkeiten mildern. Wir haben unser Pfund zu verwalten: das geschichtliche Verständnis, den Personalismus und den Zusammenhang mit der Kultur. Das haben wir zu tun, um den Einseitigkeiten unserer Söhne ein Gegengewicht zu schaffen. Schlägt nun wieder der Pendel stark nach rechts, dann sollen wir ihm den Schwung nach links verleihen.

Und vor allem sollen wir dies Eine bedenken: auch unsere Söhne werden einmal Väter, und dann werden ihre Söhne es ihnen genau wieder so machen, wie — sie es uns tun, und wir es unseren Vätern taten. Wie werden auch Großväter werden, Großväter, wir die Enkel von vorgestern, die Söhne von gestern, und dann wollen wir unsern Enkeln die Hand reichen und mit ihnen wider unsere Söhne stehen.

Das ist der Lauf der geistigen Welt; es sieht aus wie Relativismus, ist aber bloß Relativität. Das große ewige Absolute zeigt sich jeder Zeit anders, wie gerade sie es braucht im Wechsel der Jahre. Wir bleiben dem Ewigen treu, wenn wir uns treu bleiben in der Art, wie es sich uns gezeigt hat.

Marburg Friedrich Niebergall

Kaiser Wilhelm I. und die Lehrfreiheit der Geistlichen

Aus: Erich Foerster, Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als Preußischer Kultusminister, auf Grund des Nachlasses dargestellt. Leopold Klotz Verlag, Gotha. 712 S. brosch. 17, geb. 20 M.*)

In dem Konflikt zwischen Kaiser Wilhelm I. und dem Evangelischen Oberkirchenrat im Jahre 1877/78 über den Berliner Prediger Hoßbach, dessen Absetzung der Kaiser verlangte, während der OKR sich dessen weigerte, war Emil Herrmann, der Präsident des OKR dazu gelangt, um seinen Abschied zu bitten. Nach langem Hin und Her war der Kaiser durch den Rat Manteuffels, seines Vertrauensmannes, und Kögels zu dem Entschluß gedrängt, auf das Gesuch einzugehen und einen andern Mann an seine Stelle zu setzen. Er teilte dies dem Minister Falk in einem langen persönlichen Schreiben vom 11. Januar 1878 mit und beauftragte ihn, ihm einen Nachfolger vorzuschlagen:

„Bei der Stellung, welche ich öffentlich und bestimmt zum kirchlichen Bekenntnis genommen habe, versteht es sich also von selbst, daß die mir von Ihnen vorzuschlagenden Personen in dieser Beziehung ganz so fest zum Apostolikum wie ich selbst stehen. Dies schließt also die Ansicht in sich, daß der Prediger Hoßbach nicht nur nicht an die Kirche St. Jacobi berufen werden kann und aus den hierfür sprechenden Gründen, wie sie das hiesige Konsistorium ausführte und demnach seinen Spruch fällte, nun auch nicht bei seiner Kirche St. Andreas bleiben kann. Denn wenn der Prediger Hoßbach für St. Jacobi nicht annehmbar ist, kann er unmöglich für eine andere Kirche als Geistlicher im Amte verbleiben. Er muß also, wenn er nicht freiwillig dasselbe niederlegt, durch Disziplinaruntersuchung dahin verurteilt werden."

Aus dem darauf erstatteten Bericht Falks, der mit einer warmen Würdigung Herrmanns und der Betonung seiner Unersetzlichkeit begann, scheint uns folgende grundsätzliche Ausführung für Falk besonders charakteristisch. Er weiß, daß der Kaiser das größte Gewicht legt auf die Forderung: Der Präsident soll nach dem Handschreiben vom 11./12. Januar in dem Sinne fest am Apostolischen Glaubensbekenntnis halten; der Prediger Hoßbach könne überhaupt nicht mehr im geistlichen Amte bleiben, und es sei Aufgabe des Präsidenten, auf sein Ausscheiden, sei es durch freiwillige Resignation, sei es mittelst disziplinarischer Entsetzung, hinzuwirken. Die Absetzung des Predigers Hoßbach würde danach das nächste wichtige Ziel sein, welches dem neuen Präsidenten gesteckt würde. Falk nimmt, schweren Herzens, hierzu Stellung:

„Es ist gleichmäßig Pflicht des von Allerhöchstdemselben mir verliehenen Amtes, wie Pflicht meines Gewissens, wenn ich meinen König und Herrn in aller Ehrfurcht bitte, diese Gedanken nicht weiter zu verfolgen, indem ich zugleich die schweren, wie es mir scheint nicht zu hebenden Bedenken gegen ihre Durchführung vorzutragen versuche." Die Konsistorien und der Oberkirchenrat üben bei Disziplinarverfahren die Funktionen eines Gerichtes, sind an ein geordnetes Verfahren gebunden, können und dürfen sich ein Urteil nur aus den sorgfältigsten Verhandlungen in Rede und Gegenrede mit dem Angeschuldigten bilden, und sie haben geschworen, dabei nur nach ihrer eigenen Verantwortung zu stimmen. Ein Mann, der sich vorher anheischig machen wollte, vor Untersuchung, Verhandlung, Beratung, ein bestimmtes Urteil zu sprechen, würde der wohl für gewissenhaft zu halten sein? Dies Argument wird dadurch verstärkt, daß es sich um einen Spruch über das Zarteste und Heiligste handelt, nämlich den Glauben. Da entsteht die Gefahr, daß sich bei dem einzelnen Richter seine individuelle Glaubensart einmischt. „Endlich fordert das Wesen der evangelischen Kirche, daß in ihr verschiedene Glaubensanschauungen Platz haben, darin liegt einer der Hauptunterschiede von der Römischen Kirche. Die Anhänger der einen müssen die Andern in Geduld tragen. Geschieht das nicht, soll nur

*) Die einleitenden Worte bieten einen etwas veränderten Text.
D H

eine Anschauung zulässig sein und zur äußern Geltung kommen, so ist römisches Wesen in die evangelische Kirche eingetreten." Freilich eine Grenze muß sein, aber diese Grenze zwischen der berechtigten evangelischen Freiheit und der unzulässigen Willkür ist nur nach genauester Prüfung zu finden. Die richterliche Funktion fordert unbedingt auch die volle Unabhängigkeit der Richter, weil daran das Vertrauen zu ihrem Urteil hängt. Jeder Richter trägt die Verantwortung nach seinem Gewissen und teilt sie mit niemand Anderem, auch nicht mit dem Träger des Kirchenregimentes. Wie auch die Entscheidung im Fall Hoßbach ausfalle, in keinem Falle trägt Ew. Majestät die Verantwortung. „Deshalb ist es aber auch ein berechtigter Anspruch der allein Verantwortlichen, daß ihnen die Voraussetzung dazu nicht verkümmert werde, die Freiheit des Gewissens. Kein Anderer darf von ihnen verlangen, daß sie sich nach dem Befehl seines Gewissens richten. Rechnen Ew. Majestät in Ihrer Gnade es mir nicht als einen Mangel der schuldigen Ehrfurcht an, wenn ich ausspreche: Auch Ew. Majestät haben in dieser Beziehung keine Ausnahmestellung." Die Ordnungen der preußischen Landeskirche legen jene Entscheidung in die Hand der kirchenregimentlichen Behörden, denen gewählte Vertreter hinzutreten sollen. „Insofern diese Ordnung dem Allerhöchsten Träger des Kirchenregimentes keine Entscheidungsbefugnis in Frage der Lehrfreiheit zulegt, bestimmt sie nichts Neues. Vielmehr bringt sie nur zum Ausdruck, daß es wider das Wesen der evangelischen Kirche gehen würde, wenn ein Mitglied derselben, und sei es auch das vornehmste, bestimmen dürfte, was in der evangelischen Kirche zulässige Lehre sei und was nicht. Wäre dem anders, worin bestünde dann in dieser Beziehung noch eine grundsätzliche Verschiedenheit zwischen der evangelischen und der Römischen Kirche? Ich kann nicht glauben, daß ein Mann, der sich verpflichtete, sich nach der Ansicht Ew. Majestät zu richten, sich innerlich unabhängig fühlen würde, und noch weniger, daß er als unabhängig angesehen und Vertrauen finden würde." Vielleicht würde eine solche Ernennung vielfache Zustimmung, ja Jubel hervorrufen, aber für die Zukunft würde das die ganze Stellung der Behörde lähmen. Und endlich würde die Ernennung auch keine Gewähr bieten, daß der Zweck erreicht würde, denn der Präsident ist nur einer unter mehreren Richtern und es ist nicht anzunehmen, daß diese andern ihm zu willfahren geneigt sein würden. . . . „Den von Ew. Majestät befohlenen Bericht habe ich nun beendet. Während ich ihn niederschrieb, habe ich jeden Augenblick unter dem Eindruck des Bewußtseins gestanden, daß ich in einem hervorragenden Punkt mich mit derjenigen Auffassung im Widerspruch befinde, welche Allerhöchstdieselben zur Geltung gebracht sehen wollen. Wie auch Ew. Majestät in Ihrer Weisheit diesen Widerspruch zu lösen geruhen werden, das gereicht mir zum Troste: ich habe mit meinen ernsten Darlegungen nicht das Meine verfolgt, sondern nur für das Gedeihen der evangelischen Kirche, zu der die Liebe mir von Kindesbeinen an in das Herz gepflanzt war, und damit im Zusammenhang für das Wohl des Vaterlandes geredet, wie ich beides verstehe, nach dem Erkennen, das mir Gott gegeben hat. Deshalb auch entsage ich der Hoffnung nicht, daß Allerhöchstdieselben unter allen Umständen mir huldreichst glauben werden, wenn ich mich zeichne als Ew. Majestät in tiefster Erbfurcht und untertänigster Treue ergebener Falk."

Man lese diesen Bericht des Ministers aufmerksam und stelle dann die Frage: Wer vertrat das evangelische Gewissen hier besser, der weltliche Minister oder der Beichtvater des Königs und sein Helfershelfer Manteuffel? Aber diese sorgten dafür, daß dieser Bericht auf den Kaiser keinen tieferen Eindruck machen konnte. Manteuffel charakterisierte ihn als ein Kolleg, das ein Professor einem jungen Manne liest! Er beharrte auf seinem Drängen in den Kaiser: Die Zeit zum Handeln sei gekommen, denn nur Handlung, nicht Gründe helfen in solchen Krisen. Also ein neuer Präsident an die Spitze des Oberkirchenrates und Erneuerung des Personals durch Domgeistliche! Kögel, dem der Kaiser diesen Bericht Falks gleichfalls vorlegte, entschied für Hermes, den er als eine bestimmbare Natur empfahl. Außerdem entstand so eine Vakanz im Oberkirchenrat; in die wollte Kögel selbst eintreten und zu seiner Hilfe forderte er außerdem Stöcker. Diesen Plan suggerierte Manteuffel dem Kaiser. Er schrieb ihm zugleich das weitere Handeln vor. Nicht früher möge sich der Kaiser für einen neuen Präsidenten entscheiden, als bis er sich in mündlicher Aussprache mit dem Kandidaten davon überzeugt habe, daß dieser sein Amt im Sinne des Monarchen führen werde. Wenn Hermes das verspräche, so möge der Kaiser ihm gleich sagen, daß er für die vakant werdende Stelle einen Domgeistlichen vorschlage. „Unmittelbar darauf geben Ew. Majestät dem Kabinettsrat von Wilmowski den Befehl, die nötigen Orders auszufertigen." Das hieß, Bismarck sollte nicht um seine Meinung befragt werden. Das war es ja, worauf Manteuffel hinstrebte, ein Konflikt zwischen dem König und seinem übermächtigen Minister. „Noch sind Ew. Majestät Primus Episkopus unserer Landeskirche und tragen noch die Verantwortung vor Gott über das, was in der Kirche geschieht."

Wir werden sehen, daß der König diesen verhängnisvollen Ratschlägen bis ins Einzelste folgte.

Zum Verständnis der Simultanschule

Aus der Frankfurter Zeitung 587

. . . Die Frage der Simultanschule existiert für Preußen überhaupt erst seit Falk. Bei seinem Amtsantritte gab es in der ganzen Monarchie nur 60 simultane oder paritätische Volksschulen, und diese lagen fast alle im Gebiete des ehemaligen Herzogtums Nassau, wo die Simultanschule schon am Anfange des Jahrhunderts gesetzlich eingeführt war. Bei Falks Entlassung waren aus den 60 442 geworden. Wäre der von ihm fertiggestellte Entwurf eines Unterrichtsgesetzes von 1877 Gesetz geworden und nicht durch die Wendung der Bismarckschen Politik 1879 in den Abgrund gezogen worden, so wäre man auf dem Wege der Zusammenlegung kleinerer konfessionellen Schulen und der Neuerrichtung simultaner Schulen noch rascher fortgeschritten und die Simultanschule überall da, wo sie von den Interessen der Schule gefordert wird, zur Regelschule geworden.

Die bis dahin geübte einseitige Bevorzugung der konfessionellen Schule war bekanntlich auf die Bestimmungen der Verfassung von 1850 gegründet. Vor dieser war die konfessionelle Schule nicht gesetzlich gesichert. Das „Allgemeine Landrecht" kannte sie nicht, sondern nur die im Namen des Staates errichtete, von allen Hausvätern der Gemeinde ohne Rücksicht auf die Konfession gemeinsam zu unterhaltende allgemeine Volksschule. Natürlich waren damals tatsächlich die allermeisten Volksschulen konfessionell einheitlich, weil die Bevölkerung es war, aber die im Laufe der ersten Hälfte der Jahrhunderts ergangenen Kabinettsordres, nach denen mangels einer gesetzlichen Regelung regiert wurde, zeigten in den leitenden Stellen eine wachsende Neigung dazu, geringwertige Volksschulen ohne Rücksicht auf die Konfession zusammenzulegen, wenn dadurch die Herstellung größerer und mehr leistungsfähiger Schulen ermöglicht wurde. Diese natürliche und von den Fachmännern der Schulverwaltung begünstigte Entwicklung wurde unterbrochen durch die Verfassung von 1850. Sie bestimmte in Art. 24: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen." Dieser Satz wurde von den folgenden Ministern, besonders von Raumer und Mühler dahin ausgelegt, neue Volksschulen sollten nicht nach dem Territorialprinzip der Vereinigung aller Kinder eines Schulbesuchsbezirks in einer möglichst hochentwickelten Schule errichtet werden, sondern nur nach dem Konfessionsprinzip, nur für Kinder eines Bekenntnisses, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch der Schulbesuchsbezirk ungesund erweitert und der Ausbau mehrklassiger Schulen verhindert würde. Einrichtung der Schule war dabei als Errichtung der Schule verstanden worden. Die genannte Verfassungsbestimmung wurde in dieser Auslegung ein schweres Hindernis für die Entwicklung der Schule, die einklassige Schule nahezu zur Regel.

Das genaue Studium der Verhandlungen der Kammern von 1849 über die Verfassung führten nun aber Falk und seine Räte zu der Überzeugung, daß diese Auslegung der Verfassung falsch sei. Schon 1849 — also lange Zeit, ehe es eine sozialdemokratische Partei gab! — rangen nämlich zwei Richtungen hart miteinander, eine, schwächere, die alle Konfession aus der Schule ausweisen wollte und die weltliche Schule erstrebte, und eine andere, die nur die konfessionelle Schule gelten lassen wollte. Aber in den Kammern ist damals beides abgelehnt worden. Ausdrücklich wurde der Antrag verworfen, statt „möglichst" „grund-

sätzlich" zu setzen oder zu sagen: „Die niedern Volksschulen sind Konfessionsschulen." Die endlich angenommene Bestimmung stellte einen ganz bewußten Kompromiß dar, dessen Sinn kein Geringerer als Stahl, der Wortführer der Konservativen, dahin feststellte, „daß dadurch zwar nicht der konfessionelle Charakter der Volksschule festgehalten würde, wohl aber, was wichtiger sei, daß auch der Simultanschule der christliche Charakter erhalten bliebe". Also: die Verfassung verbot nicht die Errichtung von Simultanschulen, wo solche dem Interesse der Schule besser dienten, sie ließ den Gemeinden, deren Sache das nach Art. 25 sein sollte, darin Freiheit. Dann aber, bei der inneren Einrichtung der Schulen, waren sie nicht mehr frei, sondern verpflichtet, die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen, vor allem bei der Anstellung der Lehrer und bei der Fürsorge für geordneten konfessionellen Religionsunterricht der Mehrheit wie der Minderheit, wenn diese erheblich war.

Nach diesen Grundsätzen, die in der 1878 erschienenen „Geschichtlichen Darstellung des Verfahrens der Preußischen Unterrichtsverwaltung" ausführlich begründet waren, ordnete nun der Gesetzentwurf Falks die Sache so, daß er an die Spitze folgende Normen stellte: Einklassige Volksschulen dürfen nur da neu errichtet und weiter erhalten werden, wo die Entlegenheit des Schulbezirks und die geringe Zahl der Schulkinder die Errichtung einer mehrklassigen Volksschule tatsächlich unmöglich machen; in mittleren Schulgemeinden dürfen nur mindestens dreiklassige, in größeren nur mindestens sechsklassige Volksschulen neu errichtet werden; Volksschulen mit weniger Klassen sind zusammenzulegen. Das hieß also: bei der Errichtung neuer Schulen und bei der Prüfung der Frage, ob bestehende Schulen zusammenzulegen seien, sollten die konfessionellen Verhältnisse überhaupt noch nicht in Betracht kommen. Hierbei sollte allein der Gesichtspunkt entscheiden, eine möglichst leistungsfähige, d. h. möglichst vielklassige Schule herzustellen. Nun erst, nachdem dies oberste Interesse seine Befriedigung gefunden hätte, kam nach dem Falkschen Entwurfe die Rücksicht auf die konfessionellen Verhältnisse zum Rechte. Nämlich so: es sollen die Lehrer im allgemeinen von demselben Bekenntnis sein wie die Schüler; es soll, wo eine erhebliche Minderheit vorhanden ist, mindestens auch ein Lehrer von dem Bekenntnis dieser sein, und es soll wie für die Mehrheit so auch für die Minderheit bei bestimmter Zahl ein Religionsunterricht ihres Bekenntnisses erteilt werden.

Der Gesetzgeber vermeidet auf das strengste, die Schule durch einen Befehl von oben zu einer konfessionellen oder simultanen zu machen. Diese Namen kommen in dem Entwurfe überhaupt nicht vor. Ihren Charakter empfängt die Schule aus den örtlichen Verhältnissen, aus der Zusammensetzung der Bevölkerung, durch die Natur der Dinge, nicht durch ein künstliches Schema. Sie wird von selbst eine Konfessionsschule, wo die im Schulbesuchsbezirke wohnenden Kinder alle oder zum größten Teile von einerlei Konfession sind, von selbst simultan, wo die Bevölkerung gemischt ist. Das Interesse an der Steigerung der Schulbildung selbst ist allen anderen Interessen vorgeordnet, und zwar, wie die Motive betonen, gerade auch um der religiösen Erziehung willen. Denn am allermeisten leidet in der geringklassigen Schule gerade der Religionsunterricht Schaden, er läßt sich ersprießlich nur bei durchgeführter Gliederung der Schülerschaft erteilen.

Bei der Errichtung neuer Volksschulen war den Schulgemeinden nur die Freiheit gelassen, da, wo infolge der Dichtigkeit der Bevölkerung sowieso mehrere höchstklassige Schulen errichtet würden und wo dies nicht zu einer schädlichen Erweiterung des Schulbesuchsbezirkes führte, von vornherein die einzelne Schule nur für Kinder einer Konfession zu bestimmen und demgemäß auch nur mit Lehrern einer Konfession und mit einem konfessionellen Religionsunterricht auszustatten. Was sollte von den Anhängern der Gemeinschaftsschule dagegen eingewendet werden, sofern es ihnen wirklich nur um die Leistungsfähigkeit der Schule zu tun ist und nicht um das Dogma, daß die Mischung der Konfessionen in einer Schule an sich, prinzipiell, für die Erziehung von Vorteil sei, — ein Dogma, das doch endlich einmal absterben sollte.

Damit ist aber der Kern der Simultanschulfrage getroffen. Der jetzt vorliegende Entwurf des Reichsschulgesetzes muß notwendig dazu führen, daß die um der Schule, nein, um der Kinder des Volkes willen dringend erwünschte Vereinigung mehrerer geringklassiger Bekenntnisschulen zu einer mehrklassigen, dann allerdings simultanen, gehindert und die Neuerrichtung kleiner Volksschulen befördert wird. Die Unterrichtsverwaltung Preußens wie der anderen Länder würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie die Öffentlichkeit über die voraussichtliche Wirkung des Gesetzes aufklären und vor allem einmal die Frage beantworten würde, wieviel Schulgemeinden es wohl gibt, wo geringklassige Volksschulen nebeneinander bestehen und durch deren Vereinigung vollentwickelte Schulen erreicht werden könnten. Das ist aber eine so schwere Schädigung der Volksbildung, daß zu ihrer Abwendung alle ohne Unterschied der Partei zusammenstehen sollten. Und deshalb scheint mir, daß diese Grundsätze jetzt wieder hervorgeholt werden müssen: Die Frage der inneren Einrichtung der Schule, ob simultan oder konfessionell, darf erst aufgeworfen werden, wenn für alle Kinder für eine möglichst hoch entwickelte Schule gesorgt ist. Dann mag den Wünschen der Elternschaft, die die Reichsverfassung hier eingeschoben hat, jede billige Rücksicht gewährt werden. Aber nicht willfahrt darf ihnen werden, wenn sie in Unverstand darauf hinausgehen, die Schule selbst — und zwar nicht nur für die Kinder des eigenen Bekenntnisses, sondern auch für die des andern — zu schädigen, zumal da die Erfahrung lehrt, daß die Erwachsenen dann später nicht die Eltern oder die Kirche, sondern den Staat anzuklagen pflegen.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Die Schulpolitik der Thüringer evangelischen Kirche

Der im November vorigen Jahres neu gewählte Thüringer Landeskirchentag hat in seiner Sitzung vom 23. Mai d. J. nahezu einstimmig (mit 53 gegen 1 Stimme bei Stimmenthaltung der 7 Religiösen Sozialisten) eine Entschließung zur Schulfrage angenommen, die einen gewissen Abschluß der Schulpolitik der Thüringer evangelischen Kirche darstellt. Die Entschließung ist abgedruckt in Nr. 13 der CW vom 7. Juli. Sie hat weit über Thüringen hinaus Beachtung gefunden. Denn sie tritt nicht für die „Bekenntnisschule" ein, sondern für eine „Gemeinschaftsschule, in der der evangelische Geist sein Heimatrecht behält". Auf diese Formel haben sich die drei großen Gruppen der Thüringer Synode zusammen mit den Vertretern der Deutschkirche geeinigt. Das Ergebnis ist für Thüringen um so bemerkenswerter, als gerade die Schulfrage im Mittelpunkt des letzten kirchlichen Wahlkampfs stand. Jetzt ist ein Schulfriede hergestellt, der auch den Wünschen des weit überwiegenden Teils der Thüringer Lehrerschaft entspricht und ein vorbildliches Zusammengehen der Thüringer Pfarrerschaft und Religionslehrerschaft in der Schulfrage bekundet.

Die Kirchenbehörde, der Landeskirchenrat, hat kürzlich eine eigne Denkschrift über die Entwicklung der Schulfrage in der Thüringer evangelischen Kirche herausgegeben *). Sie enthält alle wichtigen Dokumente der Schulpolitik der Thüringer Kirche und dürfte angesichts der Presseerörterungen über den Entwurf zum Reichsschul-

*) Denkschrift über die Entwicklung der Schulfrage in der Thüringer evangelischen Kirche. Herausgegeben vom Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen Kirche in Eisenach. Juni 1927. 38 Quartseiten.

gesetz auch außerhalb Thüringens Interesse für sich beanspruchen.

Thüringen ist seit langem in der Schulfrage seine eignen, seiner besonderen geschichtlichen Entwicklung entsprechenden Wege gegangen. Ich habe gelegentlich in der CW darüber berichtet (vgl. 1910 Sp. 348 ff.). Im ehemaligen Herzogtum Sachsen-Gotha ist bereits im Jahre 1863 die geistliche Schulaufsicht aufgehoben worden. Sachsen-Meiningen hat 1908 in seinem Volksschulgesetz die Trennung von Kirche und Schule in noch weiter gehendem Maße durchgeführt. So war der Boden zu gegenseitiger Verständigung zwischen Kirche und Schule bereitet, als mit der Revolution die Frage der Trennung von Staat und Kirche für Gesamtthüringen akut wurde. Bereits im April 1920, wenige Monate nach den Wahlen zu einer verfassunggebenden Thüringer Synode und nach dem Zusammenschluß der ehemaligen Thüringischen Landeskirchen zu einer einheitlichen Thüringer Kirche wandte sich der Vorsitzende des Thüringer Lehrerbundes, Oberlehrer Otto Becker in Weimar an den Vorsitzenden des vorläufigen Landeskirchenrats, jetzigen Landesoberpfarrer D. Reichardt mit der Anfrage, welche Rechte die Thüringer Kirchenbehörde aus Artikel 149 RV für sich herleite. Diese Anfrage führte zu mündlichen Besprechungen zwischen Vertretern von Kirche und Schule, in denen Grundsätze für den evangelischen Religionsunterricht in Thüringen vereinbart wurden. Diese „Grundsätze" umfaßten vier Punkte: freie Vereinbarung über den Memorierstoff im Religionsunterricht, sowie über die einzuführenden Lehrbücher, Verzicht der Kirche auf jede Art von Aufsicht über den Religionsunterricht, aber Forderung eines schulamtlichen Nachweises über zureichende Vorbildung für den zu erteilenden Unterricht. An Stelle von Gesetz und Zwang sollte nach dem Willen der Beteiligten ein Vertrauensverhältnis treten, daher wurden freie Arbeitsgemeinschaften zwischen Pfarrern und Lehrern besonders empfohlen.

Diese Grundsätze wurden sowohl von der Thüringer Synode, dem Landeskirchentag wie auch von der Vertreterversammlung des Thüringer Lehrervereins gebilligt, und daraufhin wurden in gemeinsamer Arbeit die Auswahl des Lehr- und Lernstoffs aus dem Alten und Neuen Testament wie aus der Kirchengeschichte vorgenommen und die in der Schule zu lernenden Sprüche und Gesangbuchslieder vereinbart. Auch das sozialistische Volksbildungsministerium Greil konnte nicht umhin, sich damit einverstanden zu erklären, daß für den Bereich der Thüringer evangelischen Kirche bis auf weiteres und versuchsweise nach den „Grundsätzen für den evangelischen Religionsunterricht" und der „Vereinbarung über den Lehr- und Lernstoff für den Religionsunterricht und seine Behandlung in der Gemeinschaftsschule" verfahren werde, — „insoweit und solange die ‚Grundsätze' und ‚Vereinbarungen' von allen beteiligten Kreisen (Kirche, Lehrerschaft und Elternschaft) freiwillig anerkannt würden".

Freilich wurden von demselben Ministerium Versuche gemacht, auf dem der Öffentlichkeit verborgenen Wege der Verwaltungspraxis christliche Schulsitten (Gebet und Choralsingen) zu beseitigen und den bisherigen christlichen Charakter der Thüringer Schulen wesentlich einzuschränken. Aber der Landeskirchentag erhob dagegen schärfsten Einspruch, und es ist nicht zu verkennen, daß das Zusammengehen von Kirche und Lehrerschaft einen wesentlichen Anteil an dem Sturz der sozialistischen Regierung in Thüringen im Februar 1924 gehabt hat. Nachdem das Ministerium Leutheußer eine alle strittigen Fragen des Religionsunterrichts und des Grenzgebiets zwischen Kirche und Schule behandelnde Eingabe des Landeskirchenrats in entgegenkommender Weise beantwortet hatte, wurde eine feste Grundlage für den Religionsunterricht in der Schule durch die nach längeren Verhandlungen vereinbarten Lehrpläne (1925 für die Volksschulen, 1926 für die höheren Schulen) geschaffen, die Religionslehrbücher und ein Choralliederbuch wurden in die Lernmittelfreiheit mit einbezogen, auch wurde eine Kommission eingesetzt, bestehend aus je drei Vertretern der Kirche und Schule, welche unter staatlichem Vorsitz bei Beschwerden über den Inhalt des Religionsunterrichts zu entscheiden hat. So hat der Weg gegenseitigen Vertrauens, welcher von den maßgebenden Stellen Thüringens eingeschlagen worden ist, die erfreuliche Folge gezeitigt, daß eine weitgehende Übereinstimmung in den an die Schulgesetzgebung zu stellenden Anforderungen erzielt worden ist, und auch in der Frage der für Thüringen zu wünschenden Schulform eine große Einmütigkeit erreicht werden konnte.

Die eigenartigen Thüringer Verhältnisse, die innere Verschiedenheit der ehemaligen Thüringischen Kleinstaaten und Landeskirchen hatten es mit sich gebracht, daß bisher keine volle Klarheit bestand über die in Gesamt-Thüringen geschichtlich zu Recht bestehende Schulform. In den beiden Schwarzburg und in Reuß war vor der Revolution die Bekenntnisschule gesetzlich eingeführt, während in Altenburg, Gotha, Weimar und Meiningen sich aus der alten konfessionellen Schule eine Gemeinschaftsschule entwickelt hatte, die aber bei dem geringen Prozentsatz von Katholiken und bei dem Fehlen von Dissidenten im Wesentlichen eine evangelische Schule war. Über allen Einzelgesetzen aber stand das Gesetz über die vorläufige Regelung des Volksschulwesens in Thüringen vom 10. Februar 1920, das im § 9 besagt: „Die Volksschule ist Gemeinschaftsschule, d. h. die für alle schulpflichtigen Kinder gemeinsame Schule."

Von kirchlicher Seite wurde die Regelung der Schulfrage zuerst in Altenburg und in Weimar in die Hand genommen, in Altenburg durch freien Vertrag zwischen Kirchenbehörde und Religionslehrerschaft, in Weimar durch eine einstimmig von der Weimarischen Synode angenommene Entschließung, welche unter der Voraussetzung, daß die Schulerziehung sich wie bisher auf die christlich-religiöse Idee gründe, für das ganze Land die Gemeinschaftsschule forderte. Nach dem 1920 in Kraft getretenen Zusammenschluß der Thüringer Einzelkirchen erließ der Landeskirchenrat im darauffolgenden Jahre eine feierliche Kundgebung für die Gemeinschaftsschule. Sie setzte in großzügiger, von idealem Schwung getragener Weise das innere Recht dieser Schulform für Thüringen in ein helles Licht. Gleichzeitig erging von der Kirchenbehörde eine Eingabe an das Thüringer Ministerium für Volksbildung mit dem Ersuchen um Sicherung und Erhaltung des bisherigen christlichen Einschlags im Thüringer Volksschulwesen. Jene Kundgebung aber begegnete zunächst argen Mißverständnissen in Kreisen des christlichen Elternbundes und nötigte bei Gelegenheit der Elternratswahlen den Landeskirchenrat, in einer Bekanntmachung an die Kirchenvorstände und Kirchenvertretungen sich dagegen zu verwahren, als gäbe er mit seiner Forderung der Gemeinschaftsschule den christlichen Charakter der Thüringer Schule zu Gunsten der Freidenkerkinder auf. Es gelang aber der Kirchenbehörde, den Sturm zu beschwören und sich seitens des Landeskirchentags eine Vertrauenskundgebung zu erwirken, in der die bisher von ihr geführte Schulpolitik einmütig gebilligt wurde. Im Verfolg dieser Linie war es den Vertretern Thüringens, insbesondere dem Kirchenrat D. Karl König vergönnt, auch auf dem zweiten Deutsch-evangelischen Kirchentag in Stuttgart eine Würdigung des geschichtlichen Rechts der von der Thüringer Kirche erstrebten christlichen Gemeinschaftsschule zu erreichen. In offizieller Weise hat das Thüringische Volksbildungsministerium sich diesen Standpunkt zu eigen gemacht, indem es in der Sitzung des Landtags vom 3. Mai 1926 die Erklärung abgab, daß es gestützt auf Art. 174 RV bei Verabschiedung des in Aussicht stehenden Reichsschulgesetzes für die Thüringer Schulen die besondere Berücksichtigung

als einer nach Bekenntnissen nicht getrennten Schule fordern werde. Der Landeskirchentag konnte mit Bezug hierauf dem Thüringischen Staatsministerium seine eingangs erwähnte bedeutsame Entschließung mit der Bitte übersenden: „so schnell als möglich das dem Lande bereits gegebene Versprechen einzulösen und beim Reiche durchzusetzen, daß Thüringen gleich Baden und Hessen unter den Schutz des Art. 174 RV gestellt werde."

Begreiflicherweise ist man in Thüringen aufs höchste gespannt, welches Schicksal der Reichsschulgesetzentwurf insbesondere in den §§ 3 und 20 bei den kommenden Verhandlungen haben wird. Hoffentlich gelingt es Thüringen sich eine Gemeinschaftsschule zu sichern, welche im Einklang mit der bisherigen Entwicklung bleibt und wirklicher Volksgemeinschaft dient, der Zerreißung des Schulwesens, dem Aufkommen von weltlichen Schulen hier und Bekenntnisschulen dort wehrt, ohne in schwächlicher Neutralität unveräußerliche Erziehungswerte preiszugeben, eine Schule, in der die Lehrerschaft freudig ihre beste Kraft im gesinnungbildenden Unterricht einsetzt, eine Schule, der Alle, die mit Ernst Christen sein wollen, ihre Kinder ohne Sorge anvertrauen können. Zuletzt heißt es auch hier: es ist der Geist, der sich den Körper baut *).

Gotha Friedrich Burbach

Der neue Geschichtsunterricht

2

Diese Gedanken über einen neuen Unterricht lassen sich herleiten von zwei Forderungen: Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit. Dazu gehört ja auch, daß wir versuchen, ein möglichst allseitiges Bild von einer Zeit oder Nation oder Persönlichkeit zu gewinnen, und daß wir in unser so erreichtes Gesamtbild gewissenhaft die weißen Flecken der uns fremden und unbekannten Gebiete einzeichnen.

Auf die Geschichte der letzten Vergangenheit und die Verhältnisse der Gegenwart angewendet, wird diese Forderung fast unerfüllbar sein. Sie wird freilich nur dringender. Wenn junge Menschen durch ihren Lehrer in das Verständnis der Gegenwart eingeführt werden sollen — wie dürfte man sie da von vornherein mit Parteiansichten und Halberkenntnissen belasten? Vielleicht verbiegen wir ihre Entwicklungslinie für immer oder erschweren ihnen ungeheuer, sich selbst zu orientieren. Wenn wir denn schon nicht ganz gerecht sein können, wo alle Dinge uns noch so nah umdrängen, so können wir Eins doch ganz gewiß: mit allen Kräften nach Gerechtigkeit streben, also nach Wahrhaftigkeit. Das müssen die Kinder fühlen. Wir können nicht anders, als unsern persönlichen Standpunkt vertreten; aber daß wir ihn nur durch selbstlose Arbeit gewonnen haben, und daß wir bereit sind umzulernen, das sollte über allem Zweifel stehen. Soweit wir irgend können, lassen wir die Zuhörer frei, ihren eigenen Standpunkt zu wählen, wenn wir ihnen wahrhaftig und weitschauend Tatsachen erzählen; überlassen wir die Bewertung der Tatsachen möglichst ihnen selber.

Das beste Beispiel, das mir hierzu einfällt, ist die Darstellung davon, wie die Sozialdemokratie entstand. Ich habe einmal nur die Verhältnisse in der Industrie geschildert, die zur Entstehung der Partei führten; es saß Jemand zur Inspektion dabei und glaubte, eine deutsch-nationale Lehrerin anzuhören — was ich niemals war — und dabei war unter den Schülerinnen nicht eine, welche es nachher nicht begeistert verstanden hätte, daß diese Bewegung berechtigte Motive hat. Oder wer einem Andern verständlich machen will, warum der Proletarier das Vaterlandsgefühl des Bürgerlichen nicht hat — der braucht schon gar nichts mehr zu sagen: er nimmt einfach seine Kinder in das Ostviertel einer Großstadt mit und zeigt ihnen Wohnungen und Höfe. Wie unendlich viel lernt man verstehen und also ganz anders beurteilen, wenn man sich an Menschen wendet, die in einer andern als unserer eigenen Welt leben, und nicht nur an Bücher. Wenn die Settlement-Bewegung nichts geleistet hätte, als einen Weg dazu zu schaffen, so müßte man ihr schon dankbar sein.

Aber wenn man Kinder in ihre Gegenwart einführt, kommt immer noch ein neuer Klang hinzu, etwas, was den Dingen allen einen bisher unbekannten Reiz des Interessanten, ja das starke Moment des Pathos gibt. Die Zukunft spielt notwendig herein, und alles Werdende zieht Jugend stärker an, als das Gewordene. Gegenwart darstellen ist Aufgaben zeigen, ungelöste, schwere. Da werden die jungen Zuhörer unausgesetzt selber angesprochen, nicht durch den Lehrer — durch die Wirklichkeit; es geht Alles sie an. Wie anders fühlen sie Geschichte, wenn sie selber mitten ins Geschehen hineingewiesen werden! Das fehlte uns früher bitterlich. Wenn zu der Zeit, da ich jung war, Mädchen Geschichte lernten, so war nirgends mehr eine Aufgabe zu sehen; das Reich war fertig und herrlich; was etwa zu tun blieb, um es noch herrlicher zu gestalten, das taten schon die Männer; es war Alles klar, einfach — langweilig. Uns begeisterte Keiner für Zukunfsaufgaben; wir mußten uns immer in die Vergangenheit flüchten, wenn wir unsere Begeisterungskraft fliegen lassen wollten. Übrigens war das alles noch stärker so im Religionsunterricht. In Vergangenheit wickelte man uns über und über ein; Gegenwart lehrte man uns nicht kennen; von Zukunft schwieg man.

Wenn wir es heute anders machen, bewegter, spannungsreicher, zukunftszugewandt, dann zeigen wir zugleich einen neuen Weg zur Liebe.

Heute wird der Geschichtsunterricht die Liebe zum Vaterland aus einem anders bereiteten Erdreich wachsen lassen müssen als früher. Vielleicht wird sie tiefer und besser gewurzelt emporwachsen, weil sie wahrhaftiger und tiefer begründet werden soll? Ich meine das so. Bisher suchte der Unterricht meistens sie wachzurufen durch die Darstellung einzelner Gestalten — der Fürsten, der Krieger, der großen Künstler — einzelner Taten, vor allem der Siege des eigenen Volks. Erfolg, Macht, der vage Begriff der Größe und die Leistungen einzelner Männer sollten den Stolz wecken darauf, der Nation anzugehören. Viel trug dazu auch die Folie bei, die man zarter oder derber dem Eigenen gab durch den Vergleich mit Fremdem; denn ein solcher Vergleich lief immer auf eine Verherrlichung des Eigenen hinaus. Siehe: „Deutsche Treue — — wälsche Tücke". So entstand auf der einen Seite Chauvinismus, auf der andern aber das starke Angezogensein durch alles Ausländische. Wie kam denn das? Es klingt wie ein Widerspruch, es war aber keiner.

Es kam wahrscheinlich dadurch, daß man seine Liebe auf eine zu schmale Basis gegründet hatte, zum Teil auch auf Negationen. Sah man nun im Laufe des Lebens, daß im Ausland Vieles wertvoller und sympathischer war als in Deutschland, so stellte man das Ausland an die Stelle der Heimat; man hatte ja gelernt zu lieben, wo man am meisten preisen konnte. Oft fesselte dabei im Ausland gar nicht das wirklich in der Tiefe Wertvollere, sondern das mehr an der Peripherie Liegende, wie feine Formen und Weltgewandtheit, weil das hier so sehr fehlt. Und man kann nicht an allen Stellen des Lebens mit dem „deutschen Gemüt" und Eigenschaften einer tieferen Schicht die fehlende äußere Kultur ersetzen. Man liebte überall das „mehr als der Andere". Das ist aber eigentlich eine kümmerliche Liebe.

Trotzdem war im Krieg dann so erschütternd viel wirkliche Liebe zu Deutschland da. Woher kam sie? Vor allem wohl daher, daß Deutschland uns nun alle brauchte, daß es auf einmal eine Angelegenheit, die Angelegenheit für alle wurde. Es galt, Deutschland zu retten, aber auch, es zugleich neu zu schaffen. So lehrte das Leben. Wie könnte der Unterricht ihm eine Winzigkeit davon ablauschen?

*) Vgl. unten die Wöchentliche Chronik. D H

Er mache Deutschland auch zum Werk, an dem wir alle mitarbeiten, zu Etwas, das wir uns langsam erbauen nach unserer Sehnsucht. Aber er mache auch das Wort Deutschland zu einer Vorstellung voll Klang, Wärme und Farbe. Er lehre das Volk, sein Land und seine Landschaft kennen, verstehen, sehen, wie es ist, liebenswert und kümmerlich, groß und kleinlich, — aber es so kennen, daß wir alle fühlen, was es uns gegeben hat, wie wir ihm verwandt sind, und wie es uns das Vertrauteste auf der Welt ist, als das wir es lieben müssen. Nicht auf Mangel der Anderen steht die Liebe sicher, sondern auf dem Positiven, Eigenen, lebendig Erfahrenen, das als Gabe und Aufgabe zugleich erfaßt wird. So lang wir unser Volk nicht lieben, auch wenn es nicht das „edelste Volk der Welt" ist, auch wenn es nicht das „Volk der Helden" und die Andern die „Händler" sind, — solange lieben wir es nur sehr schwach.

Wenn man selber aber liebt, wird man anfangen wollen, dies Andern auch möglich zu machen. Was man lieben soll, hat einem immer irgend Etwas zu geben, und sei es nur die Freude an seinem Wesen, ganz unabhängig von seiner Beziehung auf uns. Aber was gab Deutschland bisher dem Proletarierkind? Man sollte ein Deutschland zu schaffen anfangen, das Alle lieben können. So verschwände dann auch der Stolz auf die eigene Vaterlandsliebe gegenüber denen, die sie nicht haben, und es wäre eine Mauer weniger da zwischen den Menschen.

Aber den Deutschen wird noch etwas Anderes vorgeworfen als Mangel an Liebe für ihren eigenen Staat. Ihnen fehlt der nationale Stolz, sagt man — eifrige Patrioten sagen es vor allem — ja, der Stolz überhaupt. Deutsche haben keine Würde. (Natürlich ist die Brutalität der Verallgemeinerung immer unberechtigt.)

Ich glaube aber, daß die Anklage recht hat, soweit eine Anklage gegen ein ganzes Volk je rechthaben kann. Es ist sehr traurig und beschämend, aber Menschen anderer Nationalitäten haben wirklich mehr Würde — mit ganz derselben Einschränkung gesagt. Könnte irgend Etwas geschehen, um diesen Mangel zu wandeln?

O wie viel ist den Deutschen Stolz und Würde gepredigt worden! Mit wie vielen klingenden Worten ist ihnen gesagt worden, wie sie fühlen und sein sollten. Aber helfen konnte das ja unmöglich, weil man weder Stolz noch Würde lehren kann. Denn das, was wir so nennen, das sichere Ruhen in sich selber, kann doch nur aus dem Ganzen der Seele herauskommen. Da das geistige und seelische Leben eine Einheit ist, eine organische, nicht ein Mosaik, kann Würde nicht an einer Stelle aus ihr erblühen, wenn sie an einer anderen verletzt wird. Ich kann nicht hier Stolz haben und dort nicht. Aber das verlangte man eigentlich von dem Deutschen.

An ganz anderen Stellen als an dem Verhältnis zum Vaterland muß man, glaube ich, einsetzen, wenn man wirklich Bürger in vollem Sinne, stolze Bürger mit Würde, erziehen will. Teils müßte man die Verhältnisse ändern, in denen der deutsche Bürger lebt, teils seine Erziehung.

Wenn er allmählich die anerzogene Ehrfurcht vor Polizisten und Beamten verloren haben und wenn der Ton der Vorgesetzten gegen die Untergebenen überall höflich geworden sein wird, dann wird schon eine ganz andere Atmosphäre im deutschen Leben da sein, in der neue Selbstverständlichkeiten sich entwickeln können. Wirklich, der Ton, der bei uns die meisten Verhältnisse beherrschte, war dem Werden einer ruhigen Selbstachtung nicht günstig.

Geknickt hat den richtigen Stolz auch oft die Erziehung; ganz gewiß nicht irgendeine Strammheit oder Herbe der Erziehung, aber die Mittel, die sie anwandte. Wie selbstverständlich heute noch die meisten Erzieher in Deutschland sagen: „Dem gehören ein Paar hinter die Ohren." Es ist fast immer das letzte Wort, nur daß der eine sie gibt, und der andere sie geben möchte. So gewöhnt ist man daran, daß man einen Menschen schlagen darf, ja sollte. Wenn Kinder sich das gefallen lassen müssen, vielleicht bis an die Schwelle des Erwachsenseins heran — —?

Wir sind leicht so plump. Unsere Hände greifen vielleicht oft tiefer in die Gründe des Lebens, als manche andere, oder scheint es uns nur so? Aber zart zu fassen vermögen sie selten. Wo ist der Schmelz der Menschen und Gedanken, wenn sie zugegriffen haben?

In einem Kind jede Regung des Ehrgefühls innig pflegen, es unter keinen Umständen je verletzen, auch nicht in einem wirklich peinlichen Tadel vor Anderen — das möchten wir zu tun versuchen. Dabei könnte man fast so stramm erziehen, wie in einer Kadettenanstalt; zum mindesten hat dieser Grundsatz mit Weichlichkeit und einem schlappen Freilassen nichts zu tun. Wir würden nur Ernst mit der Erkenntnis machen, daß Stolz in einem Menschen wächst entsprechend der Art, wie man ihm begegnet.

Es ist ein schweres Unglück für die heutigen Kinder, daß man sie vor ihnen selbst so wichtig nimmt, daß sie sich derartig breit machen dürfen; Stolz erzieht man so nicht, nur Anmaßung; ruhige Selbstachtung nicht, nur laute Selbstüberhebung. Zart ist nicht weich, und Respekt vor den kleinen Menschenwesen nicht Aufgeben der eigenen Würde des Erwachsenen.

*

Für einen deutschen Lehrer der Geschichte kommt noch eine besondere Schwierigkeit in den Unterricht durch die Spaltung seines Volkes in die beiden Konfessionen. Für einen stark religiösen Menschen wird Gerechtigkeit hier schwer, weil es sich um Dinge handelt, die nah an seine tiefsten Gründe rühren; da wird das Geltenlassen eines Widerspruchs sehr mühsam. Für einen religiös gleichgültigen Menschen wird es wiederum nicht möglich sein zu verstehen, worin die Bedeutung der Kirchen lag und liegt, und was hinter ihnen steht. Kirche ist gewiß nichts Heiliges; aber da sie fortwährend um Heiliges sich müht, es bekämpft oder verleugnet, so kann man von einem nicht-religiösen Menschen nicht verlangen, daß er Kirchengeschichte lehren solle. Ich denke also nur an die, welchen Religion eigene Sache ist.

Was uns wirklich heiligste Überzeugung ist, das müssen wir als die Wahrheit auch Anderen so zeigen; das ist eine psychologische Notwendigkeit, und es ist Geschwätz zu sagen, daß man Jedem seine eigene Wahrheit zugestehen müsse. Wahrheit muß Majestät haben, der gegenüber die Bedeutsamkeit des Individuums klein wird. Aber wir versteifen uns so oft auf peripherische Erkenntnisse und suchen die Wahrheit da, wo sie noch gar nicht anfängt; oder wir vergessen, daß sie viele Seiten hat und Jeder nur ein Stückwerk der Erkenntnis erlangt. Wir machen es uns auch mit der Kirche unnütz schwer durch unsere Verabsolutierung des Relativen. Wir verehren in ihr eine Hüterin göttlicher Wahrheit; das müssen wir, wenn wir in ihr bleiben wollen. Aber wir möchten sie nun auch darstellen als die Hüterin, die sich weniger befleckt hat, die würdiger ist als die anderen. Und wenn wir ehrlich ihre Geschichte lesen, dann geht das oft nicht.

Wer das Christentum rechtfertigen will aus der Geschichte der Kirche heraus, wer es seinen Zuhörern vertreten durch die Kirche als siegende Macht darstellen will, der verliert. Das Christentum gewönne gerade, das arme, mißhandelte, verzerrte, oft in sein Gegenteil verkehrte Christentum würde gerade erkannt durch die Darstellung des Abstandes, der zwischen Christen und Christentum ist. Das könnte auch ein Ungläubiger dartun; ja er ist es dem Christentum schuldig, daß er es nicht mit seinen Vertretern identifiziert. Sieh, das Christentum ist dann auf einmal nicht mehr hinter uns, — seine Forderungen, seine Einstellung zur Welt liegen unsagbar weit vor uns. Unser Tiefstes und Höchstes bleibt unberührt, was immer die Kirche treffen mag, und zu ihm können wir stehen

durch Dick und Dünn, in Leben und Tod, auch bei aller Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit gegenüber den andern Religionen. Gott bewahre uns davor, daß wir den Kindern je den Eindruck geben, irgendwo und irgendwann auch nur ganz leise die Wahrheit zu verdecken oder zu verschieben, um den „Glauben" zu retten. Wenn sie das erleben, dann wird immer wieder die entsetzliche Vorstellung Menschen beherrschen, daß Gott und die Wahrheit nicht zusammen gesucht werden können. Es gibt kein größeres Verbrechen an Kindern, als wenn man ihnen Gott unter der Hülle einer Religion zeigt, die nur Sitte oder die Kompromiß ist, oder der zu Liebe man Etwas verschleiern muß.

In Religions- und Kirchengeschichte erlebt man auf einer höheren Stufe dasselbe, was man im Geschichtsunterricht auch sonst erlebt: es sind auf einmal neue Aufgaben da. „Wir werden das Christentum ganz anders ernst nehmen müssen." Auch wer nicht religiös, nur ethisch eingestellt ist, wird die gewaltige Verpflichtung fühlen, die dem wachgewordenen Menschen der Gegenwart erwächst, der einmal wirklich seinen Forderungen gegenübergestanden, ihre Wucht gefühlt und ihnen recht gegeben hat. Wenn wir ethisch ein wenig feiner empfinden lernen und weniger bereit sein werden, von vornherein bei jeder herben Forderung zu sagen: sie ist ja doch unausführbar, und sie so gar nicht erst auf uns wirken zu lassen, dann werden wir viele Aufgaben des Wiedergutmachens vor uns stehen sehen, am eigenen Volk, aber auch weit draußen. Die furchtbaren Sünden der Kolonialgeschichte werden endlich einmal erkannt werden. Wie anders muß der Unterricht dann sein, wenn erst die Fragestellung eine andere wird, wenn es einmal nicht mehr nur heißt: Wozu brauchen wir Kolonien? sondern auch: Was bedeutet Kolonisation für die Eingeborenen?

Das natürliche Gerechtigkeitsgefühl der Kinder soll man nur einfach leben lassen, es ist ja da.

*

Der richtige Geschichtsunterricht müßte aber nicht nur zur Wahrhaftigkeit, sondern auch zur Bescheidenheit erziehen. Er sollte es wenigstens versuchen; sehr viel kann die Schule allein ja nicht erreichen.

Nicht mehr dürfte das eigene Volk, der eigene Stand, die eigene Kirche so riesengroß vor allem andern stehen, daß alle Proportionen verzerrt werden. Verzerrung der Verhältnisse äußerlich und innerlich durch die tiefe Unbescheidenheit der Menschen ist ja überall geschehen. Kaum irgendwo freilich sind Menschen so anmaßend und ziehen sich zugleich selber die Grenzen so traurig eng, wie in der Betrachtung der Natur. Wie reden denn oft noch die Naturkundebücher? „Man sollte den Igel schonen, denn er ist uns nützlich." „Wir pflegen die Katze, weil sie Mäuse fängt." „Der von Krähen angerichtete Schaden betrug für die Landwirtschaft und Jagd 47 000 Mark, der Nutzen aber 50 000 Mark." — „Die Balzzeit ist die beste Zeit zur Jagd auf Auerhähne." „Die Strauße werden der teuren Federn wegen verfolgt. Um die kostbaren Federn nicht mit Blut zu beschmutzen, jagt man die Strauße mit Pferden und Hunden."

Auf andern Gebieten der Naturwissenschaft wird die Herrschaft über die Naturkräfte gepriesen, die Technik der Menschen triumphiert! Ist damit eigentlich so viel gewonnen? Ist man der Natur so näher gekommen? Ist wirklich diese Herrschaft so groß?

Wonach wertet man Tiere und Pflanzen, warum erzählt man von ihnen? Hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich um ihrer Beziehungen zu uns willen. Unser Nutzen, unser Schaden, unsere Freude, unser Sport, unser — unser! So lernt ein Kind von Klein auf alles auf sich zu beziehen. Man könnte es aber vielleicht auch von Klein auf lehren, an vielen Stellen des Lebens von sich abzusehen, die Dinge, nein, die Wesen an und für sich, nur als sie selbst, zu betrachten. Je mehr sich Jemand übt im Zurückstellen seiner selbst, im Ausschalten der ewigen Ich-Beziehungen, um so eher wird er etwas von der Qual der Egozentrizität erlöst, die uns alle plagt. Natürlich werden wir die Beziehungen zu uns immer hervorheben; das tut jeder Mensch von selbst, man braucht es nicht zu lehren, man sollte ihm nur ein Gegengewicht geben. Warum soll ein Kind nicht reich werden durch die Gewöhnung, das Schöne und Furchtbare, das Lebendige an und für sich zu sehen und zu kennen? Ja, auch die anorganische Natur, Gestein und Kristall, so zu kennen? Das wäre vielleicht ein Weg, Menschen aus Quälgeistern von Tier und Pflanze zu achtungsvollen Freunden zu machen. Welche unermeßliche Schuld haben wir dem Lebendigen gegenüber, wie unaristokratisch ist der Herrenstandpunkt des Menschen behauptet worden; lauter brutale Rechte nahm er sich — wo blieb die Verpflichtung? Die ganze Schöpfung war nur da, daß Menschen darin hausten. Rittelmeyer sagt einmal: „Die Menschen benehmen sich in der Welt, wie Sperlinge auf einem Getreideacker. Sie haben nichts geschaffen, nichts wachsen lassen, aber sie tun, als ob dies alles selbstverständlich nur für sie da wäre, und machen ein großes Geschrei und streiten über alles. Aus dem innersten Lebensgefühl heraus die Frechheit des Menschen auf der Erde zu empfinden, das entspringt aus dem Frommsein. Die ‚Weltgeschichte' erscheint dann wie ein unverschämtes Herumtrampeln auf Gott".

Aber in der Ethik des Abendlandes war nirgends Raum für die „Tiere". Wollen wir ihn nicht zu schaffen versuchen?

Diese Frage wird gleich wieder Menschen ängstlich machen: Was für eine Weichlichkeit soll das geben, was für eine Anbetung des Lebens an sich, welche Absurditäten und unmöglichen Tierschutz!

Ach, der Tod ist ja nicht das Furchtbare, aber die Qual. Leben ohne Opfer und Tod gibt es nicht; aber Tod und Opfer über andere Wesen ohne Not verhängen — muß es das geben? Was den Menschen der Natur gegenüber fehlt, ist nicht die Anerkennung des Verbotes: Du sollst nicht töten, sondern das noch tieferen: Habe Respekt vor dem, was nicht du ist!

Bei kleineren Kindern ist das so beglückend leicht zu erreichen. Eine meiner Schülerinnen aus der Quarta hat einmal ganz von selbst nach ein paar Stunden über das Leben der Pflanzen gesagt: „Wie fleißig ist so ein Baum! Wie viel schafft er!"

Sie stehen auch noch unmittelbar auf Seiten der Tiere, eben weil ihr Gerechtigkeitssinn lebendig ist. Vielleicht wird das alles in der Entwicklungszeit schwächer werden, die den chaotischen Zustand der Umwandlung bringt. Aber wir könnten doch versuchen, es zu erhalten und zu vertiefen, und nicht gerade beim erwachsenden Menschen von vornherein darauf verzichten.

Hierbei fällt mir noch einmal meine Schulbibliothek und mein neuer Leseplan ein. Denn gerade zu einer edleren Einstellung der Natur gegenüber helfen wunderbar die Bücher von E. T. Seton. Sie sind auch künstlerisch groß. Ich glaube, daß sie eine Seele sehr reich machen und sie sehr edel bilden können. Wenige Tierbücher können das; die von Ewald gewiß nicht, Loens nur sehr bedingt. E. T. Setons Ehrfurcht vor der Natur und sein großes, in Liebe erworbenes Wissen stellen ihn auf eine Höhe ganz allein. Vielleicht steht ihm Francé mit seinen Pflanzenbüchern nah.

Aber die Unbescheidenheit der Natur gegenüber ist ja nur ein Symptom des ganzen Wesens voll Lautheit und Anmaßung, des Sichbreitmachens, so daß weder für Gott noch für die Tiere Platz bleibt. Wir alle tragen die Gefahr dazu in uns, wir alle tragen den Fluch der Egozentrizität, darum sollten wir alles tun, um die junge Generation zum Kampf dagegen zu rüsten.

Ein starker Zug geht schon durch die Zeit, der das verlangt. Die falsche Einstellung zu den Dingen aufgeben —

das erkennen viele Menschen sehr wohl — heißt ja nicht, sich verkleinern und schwächen. Es bedeutet gerade ein Wachsen im Zugehören zu größeren Kreisen und ein Starkwerden im demütigen Anschauen der Wahrheit und Wirklichkeit. Im Grund ist vielleicht Bescheidenheit auch nur ein Ausdruck der Wahrhaftigkeit: wir sehen uns nicht größer, als wir sind. „Klein" macht Wahrheit nie, auch wenn sie winzig machen sollte.

Unbescheidenheit ist das Übel der Zeit; aber wir müssen aus ihr heraus. Denn sie verabsolutiert Relatives, drängt sich vor, macht unendlichen Lärm, übertönt die Wahrheit und läßt das Leben verarmen, weil sie nur sich selber in einem Kaleidoskop betrachtet. Blumhardt hat einmal gesagt, was dies ganze Thema bis auf die Wurzel umschließt: „Die Sünde ist ein Bewußtseinsfehler. Wir leben mit unserem Bewußtsein wo anders, als wo wir eigentlich sind. Wir leben in Gott und im ewigen Leben und leben doch, wie wenn Gott und ewiges Leben gar nicht da wären. Wir leben nicht in Harmonie mit dem, was uns umgibt, und daher kommt alle Sünde."

Charlottenburg Julie Schlosser

Aufgabe und Arbeit der Sudan-Pionier-Mission

im Rahmen der Missionsbestrebungen an der mohammedanischen Welt

In Ägypten, dem Lande des heiligen Stromes und der Wunder, das die, deren Fuß es einmal betreten und deren Auge sich einmal satt gesehen, nie wieder vergessen können, hat seit dem Jahre 1900 eine deutsch-evangelische Missionsarbeit, die in Wiesbaden beheimatete Sudan-Pionier-Mission, ihr Arbeitsfeld. Ein klarer Auftrag Gottes rief sie zu den Völkern der einst von den Horden des Mahdi heimgesuchten Länder. Wie schon ihr Name sagt, blickt sie nach Süden, um vor allem den nubischen Volksstämmen, die südlich von Assuan an der Grenze Ägyptens und im nördlichen Sudan das Niltal bewohnen, das Evangelium zu bringen.

Ihre Arbeit verdient das besondere Interesse der Freunde des Reiches Gottes, denn sie geschieht auf altchristlichem Boden. Durch neuere Forschungen ist erwiesen, daß die ägyptische Kultur bis tief in den Sudan reichte, und daß auch das Christentum schon bald nach seinem Entstehen im Sudan bekannt wurde. Durch die Reste christlicher Literatur in altnubischer Sprache wissen wir heute, daß es nicht nur eine ägyptische und abessinische, sondern auch eine nubische Kirche gegeben hat. Von den Mündungen des Nilstromes bis nach Abessinien zog sich im Altertum eine ununterbrochene Reihe von christlichen Kirchen durch Nordostafrika, und es hatte den Anschein, als wollte sich das Christentum machtvoll nach Zentralafrika hin ausbreiten, deuten doch christliche Spuren, die bis in das 7. Jahrhundert zurückreichen, schon weit hinein in den westlichen Sudan.

Da brach der Sturm der letzten arabischen Völkerwanderung los, die aus der eben entstandenen Religion Mohammeds Einheit und ungeahnte Stoßkraft gewann. Die alten christlichen Staatengebilde und Kirchen zersplitterten im ersten Ansturm, und ihre Reste wurden in Jahrhunderte langem Kampfe fast völlig aufgerieben und aufgesogen. Noch zu Luthers Zeiten fand der römische Kaplan Alvarez im Nubierlande 150 Kirchen mit Kruzifixen, die letzten Reste christlichen Glaubens in einem Volke, das einst mit solcher Begier das Evangelium aufnahm, daß sich hin und her im Lande Scharen Volks, der großen Hitze wegen stundenlang in Höhlen voll Wassers stehend, um die Botschaft des Evangeliums gesammelt hatten. Die Wirkung des Evangeliums war so tiefgehend, daß der König von Aloa, eines Reiches am Ostufer des blauen Nils, sich von den Nubiern das Evangelium erbat. In den kommenden Jahrzehnten verstummten dann aber auch die letzten Zeugen einer großen christlichen Vergangenheit, und heute reden nur noch die Steine von einer versunkenen Geschichtsepoche. Wo einst weithin Loblieder zum Preise des Gekreuzigten erschollen, erklingt jetzt beim ersten Schein der Dämmerung über die noch schlummernden Dörfer hin der durchdringende Ruf des Muezzins vom Minarett der Moschee:

Auf zum Gebet, auf zum Gebet! Auf zum Heil, auf zum Heil! Das Gebet ist besser als der Schlaf, das Gebet ist besser als der Schlaf! Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Allahs!

So steht heute die Missionsarbeit im Orient und Nordafrika vor der erschütternden Tatsache, daß diese ganzen Länderstrecken, wo der christliche Glaube einst nicht bloß in Blüte stand, sondern durch Jahrhunderte hindurch köstliche Früchte trug, durch die mohammedanische Invasion als Schlußglied einer Kette äußeren und inneren Zusammenbruchs offenkundig für das Glaubensleben verdorrt oder von Dornen und Disteln überwuchert sind. Die Arbeit der Mission in diesen der Christenheit verlorenen Gebieten bringt uns eine Tatsache mit erschreckender Deutlichkeit immer neu zum Bewußtsein, die schon oft Anlaß zum Müdewerden zu geben drohte: daß nämlich die Völker und Länder, welche einmal für den Glauben an den Gekreuzigten gewonnen und dann durch Schuld oder Mitschuld der Christenheit wieder verloren gegangen sind, einer zweiten, späteren Missionierung die größten Schwierigkeiten entgegenstellen. Mit dieser inneren Not hat auch die Arbeit der Sudan-Pionier-Mission zu ringen.

Aber nicht nur diese geschichtlich gewordene Besitzverschiebung zu Ungunsten des Christentums läßt uns die Mohammedanermission dringlich erscheinen, vielmehr noch treibt uns in diesem Dienste der starke missionarische Trieb des Islam, der ihn zum ernstesten Konkurrenten des Christentums macht.

Dieser Trieb zur Propaganda, der dem Islam schon in die Wiege gelegt war — der Koran, sein heiliges Buch, will ein „Warner für die Welten" sein — hat bis heute kaum etwas von seiner ursprünglichen Kraft eingebüßt; die Methoden haben sich geändert, die werbende Kraft ist geblieben. In Afrika, wo es gegenwärtig 48 Millionen Mohammedaner gibt bei einer Gesamtbevölkerung von 136 Millionen — darunter 2,5 Millionen Protestanten und 2,35 Millionen Katholiken und noch 83 Millionen Heiden — geht der Aufsaugungsprozeß der heidnischen Stämme durch den Islam immer weiter. In den letzten drei Jahrzehnten vor dem Kriege war die Ausbreitung des Islam in Afrika zweiundzwanzigmal so groß wie die gleichzeitige Ausbreitung des Christentums in den gleichen Gebieten. Der Anschauungsunterricht, der dem Neger durch die stolze, majestätische Ruhe des Bekenners Mohammeds wohl meist unabsichtlich erteilt wird, führt bei der Kopiersucht des Negers zunächst zur Annahme mohammedanischer Gewohnheiten: der Neger schafft sich einen Gebetsplatz, verrichtet das fünfmalige tägliche Gebet, gebraucht Zahnbürste und Rosenkranz als kultische Mittel, bekleidet sich und ißt kein Schweinefleisch mehr. Dann werden allmählich auch die Ideen aufgenommen. So wird der Islam schließlich bejaht als die höhere Religion des schwarzen Mannes, die keine Kaste, keine Farbe, sondern nur die große Bruderschaft kennt, die den Fatalismus des natürlichen Menschen religiös begründet, keine einschneidenden Formalitäten des Übertrittes fordert, Vielweiberei und Zauberei schont. Aber nicht nur in Afrika gewinnt der Islam Boden, sondern in Indien, Ostasien, ja in Amerika und Europa arbeitet er mit bewußtem missionarischem Einsatz. Die 69 Millionen indischer Mohammedaner, die dort Universitäten und 220 Zeitungen und Zeitschriften haben, entlehnen für ihre Propaganda von unseren Missionsgesellschaften Form und Methode. Auch inhaltlich paßt man sich geschickt der fortschreitenden Bildung an, weiß anstößige Lehrpunkte beiseite zu lassen und in Koran und Überlieferung modernste Ideen bestätigt, ja begründet zu finden. Ein Musterbeispiel ist die unter dem

Einflusse der neuen Zeit überall einsetzende Erörterung der Frage der Ehe. Man bemüht sich in gewissen Kreisen, die gewährte Vielehe (bis zu vier Frauen) für eine falsche Auslegung des heiligen Buches zu erklären und versucht den Nachweis des Gebotes der Ehe. Man verfährt dabei so, daß man wohl zugibt, der Koran gestatte dem Manne nicht nur eine Frau zu nehmen, sondern, wenn er gerecht sein zu können glaube, zwei, drei oder vier; nun verweist man aber auf eine Stelle, wonach kein Mensch wirklich gerecht sein könne. Da also die Voraussetzung für die Erlaubnis einer Mehrzahl von Frauen nicht zutreffe, sei koranisches Gebot Ehe.

Zu den Kreisen, die sich die Propaganda des Islam zur Aufgabe machen, gehören auch die Leute des islamischen Dienstes (Berlin, Hannoversche Straße 1) mit ihrer Zeitschrift „Der Islam", die eine Fülle von Lobeserhebungen des Islam enthält bei gleichzeitiger Herabsetzung des Christentums, teilweise aus europäischen Schriftstellern sorgfältig zusammengetragen. Flugblätter programmatischen Inhaltes werden ausgegeben; sogar Missionsfreunde, die sich von einem Missionsfeste nach Hause begeben, werden auf diese Weise geworben für die kommende Welt- und Menschheitsreligion. Da liest man:

Im Namen der islamischen Gemeinde zu Berlin E. V. ladet Sie, Ihre Angehörigen und Freunde der Imam Professor Jabbar Kheiri zur Id-ul-Adha-Salat (Gebet) in der Treptow-Sternwarte (Berlin-Treptow) am Donnerstag, den 2. 7. (1296) 1925 um 10 Uhr vormittags ein. Nach dem Gebet gemütliches Beisammensein. J. A. Imara. (Leitung.)

Gleichzeitig ergeht folgende Kundgebung:

Der Weg zur Erkenntnis führt über Hindernisse und Abgründe, Steigungen und Senkungen, über Philosophie und Religionen, Politik und viele Irrtümer und endet nach Überwindung aller Schwierigkeiten in der Urkraft alles reinen Lebens, im Islam. Ein jeder Mensch ist zum Islam geboren, seine Eltern haben ihn erst zum Juden oder Christen gemacht. Die 300 Millionen-Religion ist ewig lebenswahr. Jeder, der die Wahrheit sucht, kann jederzeit zu uns kommen. (Es folgen die Unterschriften.)

In England und in Amerika arbeiten diese Kreise mit großer Tatkraft, besonders auch literarisch. So begegnet uns heute nicht nur im islamschen Orient, sondern auf allen Missionsfeldern, ja sogar in der alten Christenheit der Islam als Wegbestreiter des Christentums. Damit wird die gegenwärtige Lage zu einer Herausforderung des Glaubens, so daß wir dem Islam auch in seinen Kernlanden mit der frohen Botschaft zu begegnen innerlich gezwungen sind. Freilich der Kampf ist schwer.

Die Selbstgewißheit des Mohammedaners ist schier unerschütterlich, und die bei ihm vorhandenen Wahrheitsreste scheinen seine Widerstandskraft gegen das Evangelium nur noch zu verstärken. Es ist ein schweres Stück Arbeit, sein trübes Licht durch das helle Licht des Evangeliums zu ersetzen. Dem einen Gott gegenüber, den er preist, aber vor dessen Unberechenbarkeit und Willkür er zittert, haben wir den Vater zu zeigen, dessen Herz uns erschlossen ist in der Hingabe des Sohnes. Sein Gebet, so treu geübt, aber so erschütternd leer und unwahrhaftig, muß überwunden werden durch einen Umgang mit Gott im Geist und in der Wahrheit, sein Fanatismus durch die werbende Macht der Liebe Christi und seine äußere Glaubenseinheit durch die Glaubensverbundenheit auf Grund der inneren Erfahrung des Evangeliums. So wird der Dienst draußen immer neu zu einer Kraftprobe in ganz besonderem Sinne.

Durch Gottes wunderbare Gnade hat es die Sudan-Pionier-Mission erleben dürfen, daß ihr Dienst nicht vergeblich war. Die fröhliche, zielbewußte Missionsarbeit, die an den Ufern des Nils auf den drei Stationen Assuan, Darau und Edfu erwuchs, erreichte weite Kreise der Bevölkerung Oberägyptens und gewann nachhaltigen Einfluß.

Der ärztlich und evangelistisch überaus tätige und tüchtige Missionsarzt zog Scharen allerlei Volks an und brachte sie so auch unter den Schall des Evangeliums. In Assuan allein fanden im Berichtsjahr 1913/14 wöchentlich in der Kapelle, Poliklinik und im Krankenhaus 57 Verkündigungen des Evangeliums statt. Im neuen Krankenhaus konnten 187 Patienten, darunter 167 Mohammedaner untergebracht werden. 776 Operationen und 11 835 Behandlungen hatte der unermüdliche Missionsarzt vorgenommen. Die Mädchenschulen in Assuan und Edfu erfreuten sich steigenden Besuches. Durch die Arbeit an den Kindern wurden den Missionarinnen die sonst verschlossenen Türen zu den Frauengemächern geöffnet, und manches in Einsamkeit und Knechtschaft verschmachtende Frauenherz durfte etwas erfahren von der erbarmenden Liebe dessen, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Auch die Männerwelt öffnete sich dem Einfluß des Evangeliums. In Männer- und Jungmännerversammlungen in Assuan und Darau wurden brennende Lebensfragen im Lichte des Evangeliums besprochen, ja es konnten sogar biblische Texte behandelt werden. Beim Besuch der umliegenden Dörfer gab die poliklinische Arbeit willkommene Anknüpfungspunkte. Selbst die nomadisierenden Araber und Bischarin wurden mit dem Evangelium erreicht. Ein an der Nilstraße in Assuan günstig gelegener Buchladen bot Bibeln und allerlei christliche Schriften in arabischer Sprache zum Verkauf an und wurde des öfteren die verborgene, stille Stätte, wo Nikodemusseelen Lösung ihrer Glaubens- und Lebensfragen suchten. Die ersten, zarten Früchte reiften, und man dachte daran, im Herbste die Arbeit nach dem nördlichen Sudan auszudehnen.

Dazu gab Gott in Assuan, einem auch von Deutschen sehr besuchten Winterkurort, mancherlei Gelegenheit zum Dienst an unseren deutschen Landsleuten, die auch ihrerseits den Missionsarbeitern manche Erquickung und wertvolle Anregung boten. Die vom Dezember bis April regelmäßig gehaltenen deutschen Gottesdienste, der Verkehr mit Forschungsreisenden, Touristen und den zahlreichen, oft sehr schwer kranken Genesungssuchenden, die nächtlichen Zusammenkünfte der Hotelangestellten sind nicht ohne Segensspuren gewesen.

Da brach der Krieg aus und legte die Arbeit still, besonders als auch der Schweizer Missionsarzt das Land verlassen mußte.

Aber in dem eingeborenen Gehilfen, dem in Abu-Hor in Nubien geborenen, nach wechselvollen Irrfahrten in der Schweiz und in England ausgebildeten Nubier Samuel Ali Hisseyn, hatte Gott der Mission von Anfang an einen Mann geschenkt, der während der langen Jahre des Wartens mit mannhafter Treue die Last der Einsamkeit trug ohne Murren. Er wußte sich „als den letzten glimmenden Docht der Sudan-Pionier-Mission, den der Herr gewiß nicht auslöschen wird". In großer Zuversicht harrte er der Zeit des kommenden Tages. Die neu zu erweckende nubische Kirche stand als Aufgabe der Missionsarbeit vor seiner hoffenden Seele, lagen doch schon die Evangelien, von seiner Hand ins Nubische übersetzt, in lateinischen Lettern gedruckt, vor. In rastloser Arbeit förderte er die Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes, damit sein armes Volk, das im Gegensatz zu fern vergangenen Jahrhunderten heute ohne Schriftsprache und Literatur ist, in seiner Muttersprache die Großtaten Gottes hören und lesen könnte. Im März 1927 nahm Gott diesen tapferen Streiter aus Kampf und Not in seine Herrlichkeit.

Nach langem, schier hoffnungslosem Warten brach endlich das Licht eines neuen Tages an. Die Arbeiter und Freunde der Sudan-Pionier-Mission durften die Hand des lebendigen Gottes am Werk sehen, der die verriegelten Tore auftat und machtvoll zeigte, daß ihm Nichts unmöglich ist. Im Juli 1924 öffneten sich wider alles Erwarten die Türen, die sich im Januar auf immer zu schließen schienen, und die ersten deutschen Kräfte begannen Ende 1924 in aller Stille die alte, liebe Arbeit. Weite Kreise der Eingeborenen, die sich in einem Bittge-

such an die ägyptische Regierung um die Rückkehr der Mission bemüht hatten, begrüßten die Zurückkehrenden mit aufrichtiger Freude. Sofort kamen wieder Scharen von Kranken von Nah und Fern und begehrten in ihrer großen Not leibliche Hilfe.

Dem unscheinbaren Anfang schenkte Gott einen gesegneten Fortgang. Die Zahl der europäischen Missionsarbeiter auf dem Missionsfelde konnte verdreifacht werden; um die Wende des Jahres 1926/27 hatte ihre Zahl 12 erreicht. Dem Arzt steht eine Ärztin helfend zur Seite. Die Zahl der Patienten in der Poliklinik hat die Vorkriegshöhe erreicht. Die immer wieder begehrte Eröffnung des Spitales steht unmittelbar bevor. Ein schmuckes, von einem unserer Missionare in Haifa erbautes Motorboot — Alen Ishinbul (Bote der Wahrheit) — vermittelt den Verkehr von Dorf zu Dorf und nach Nubien, wo in Koschtamne, 120 Kilometer südlich von Assuan, eine rechte Pionierstation entstanden ist. Sie ist von zwei Schwestern besetzt, die in dieser ganzen Gegend eine besondere Aufgabe an den vielen einsamen nubischen Frauen haben, deren Männer den größten Teil des Jahres sich in Mittel- und Unterägypten ihr Brot verdienen müssen. Die Station Darau soll im Herbste wieder neu besetzt und eine größere nubische Station in der Nähe von Koschtamne angelegt werden. Die vielen Nubier Kairos sollen durch uns das Evangelium hören. Dazu rüsten sich in der Heimat neue Kräfte. In dem laufenden Jahre sollen drei neue Missionsarbeiter nach draußen abgeordnet werden.

So liegen große Aufgaben vor uns. Ein halbherziger, zersplitterter Angriff auf diese Hochburg des Islam bedeutet Niederlage. Wollen wir in Gottes Namen und Auftrag vorangehen, so muß es geschehen mit dem Mut, den wir schwachen Menschen gewinnen durch den Glaubensblick auf den starken Gott, und mit der Geisteskraft, die die Zeugen Jesu immer zu Überwindern gemacht hat. Mag es auch in der Arbeit auf diesem harten Boden gehen wie bei der steigenden Flut, deren erste Wellen immer zurückweichen müssen — sie bricht sich doch Bahn. Wir stehen in des Auftrag, der sein Leben schaffendes Wort verkündet haben will von Jerusalem bis an der Welt Ende.

Wiesbaden Hans Edgar Schaefer

Eugen Diederichs

Auch die „Christliche Welt" mag Eugen Diederichs zum 60. Geburtstag grüßen*). Vieles, was unserm Kreis ganz wesentlich ist, und Vieles, was ihm Not und Erschütterung bedeutete, ist bei ihm erschienen. Er ist der Verleger der Schriften von Arthur Bonus. Das macht ihn uns schon sehr lieb. Kalthoffs Zarathustrapredigten sind bei ihm erschienen. Hermann Kutters religiös-soziale Schriften hat er herausgegeben, Jatho ist bei ihm gedruckt, und dann welche Reihe geschichtlicher Schriften, die auch für die Entwicklung des religiösen Lebens wertvoll waren, und welche Reihe von Ausgaben mächtiger religiöser Werke der Vergangenheit und der fremden Völker und Kulturen. Die deutsche Mystik, Franziskus von Assisi, Indiens und Chinas Gedanken hat er zugänglich gemacht. Und ganz gewiß ist ein Stück der religiösen Bewegung der Zeit an diesen Verlag gebunden.

Am liebsten bringt er das, was fern ist von Kirche, was Stoß ist gegen die Kirche und kirchliches Christentum. Am liebsten war ihm immer das, was in die Richtung der Mystik und jener Frömmigkeit der Alleinheit geht. Aber entscheidend war ihm doch immer, daß es Kraftvolles, in die Zukunft Stoßendes sei, und einen wundervollen Instinkt, zu fühlen, was dieser Zukunft belebend diene, hat er immer gehabt.

Es war ein tapferer Verlag von jeher, der den Mut hatte, das Unerwartete, nicht Gewohnte, ja Abgelehnte zu bringen, und der zugleich lebendig fühlte, wo dies Ungewohnte, Abgelehnte eben doch das Kommende war. Gerade dadurch wurde er der Verlag, der für diese Linie des Kommenden im deutschen Kulturleben der eigentlich charakteristische war.

Denn all dies Gesagte gilt ja nicht nur von dem Religiösen. Genau so gilt es von Literatur, Philosophie, Kunstgewerbe, Kunst, Geschichte, Politik und Sozialem Geiste.

Wie viel modernes Schrifttum hat er verlegt. Wie viele Schriften, die für das Neuwerden der Weltanschauung wichtig, entscheidend waren. Renaissance und viele Perioden der Geschichte ließ er neu erstehen, so wie sie für die Gegenwart etwas Drängendes wieder wurden.

Bei ihm sind Göhres Arbeiterbiographien erschienen, bei ihm die Arbeiterdichter Karl Bröger, Heinrich Lersch, Max Barthel, Alfons Petzold, und der mächtige Gerrit Engelke. Was bedeuten diese Schriften allein für das Werden sozialen Verstehens, das Eintreten des Arbeiterschicksals in das Bewußtsein der andern Stände. 1926 wieder ist bei ihm de Mans wichtiges Buch „Zur Psychologie des Sozialismus" erschienen, das ein Neues dort einläutet.

Werkbund- und Gartenstadtbewegung sind mit dem Verlag eng verbunden, und ebenso wieder die Jugendbewegung.

Und wir nennen die Zeitschrift „Die Tat" mit allem, was sie an Stoßkraft, Kritik, schöpferischem Geiste für unsere Zeit bedeutet hat und bedeutet. Kein Gebiet des Lebens, wo Verlag und Zeitschrift nicht die schweren Fragen anrührten und mit dem Ringenden aller Gebiete und Schicksale neue Wege suchten: sexuelle Frage, Konfessionen, der religiöse Sozialismus — was wurde dort nicht alles besprochen!

Wie viel hat der Verlag getan, um das Verstehen der andern Völker und Kulturen zu fördern. Eugen Diederichs war Tolstois Verleger in Deutschland. Was bedeutet das allein zum Verstehen Rußlands, aber noch mehr für die Unruhe im religiösen Leben Deutschlands. Russische, dänische, nordische, englische, französische, indische, chinesische Denker. Dichter und Schriftsteller, religiöses Leben und seine Quellen sind uns in Übersetzungen zugänglich gemacht. Und nun kommen all die Sammlungen der Märchenliteratur, der primitiven Geisteswelt der Völker hinzu. Es ist wahrlich ein großer Reichtum, den allein dieser Verlag über unser Volk ausschüttet, sein Verstehen zu weiten und auch von hier aus zu etwas vorzubereiten, was dem Werden der großen Arbeitsgemeinschaft der Völker dient, die heute eine der großen Aufgaben des Daseins der Menschheit ist.

Und nicht vergessen darf werden der Beitrag des Verlags zur Ausdruckskultur unseres Volkes. Unerhört war es einst, als seine ersten eigenartig schön ausgestatteten Bücher erschienen. Geweissagt wurde ihm, daß er rettungslos mit dieser Üppigkeit bankerott machen müsse. Er hat das Publikum erzogen und die Deutschen gelehrt, daß man ein Werkzeug des geistigen Lebens wie das Buch nicht im Gewand von Kitsch und Lüge haben soll und darf. Was er hier mit den Künstlern Eissarz, Weiß, Ehmke geleistet hat, soll ihm das deutsche Volk dauernd danken und die Weiterleistung eifrig lieben und unterstützen. Auch nach Außen ist das ein Stück Ansehen des deutschen Volkes, daß es führend geworden ist in der Herstellung des schönen Buches.

Es wäre noch gar viel über den Verlag und seine Arbeit zu sagen, wenn man ihn wirklich ganz nach seinem Verdienst und in seiner Bedeutung für unsere Zeit würdigen wollte.

Da wäre zu untersuchen, was die verschiedenen Bücher und Autoren wie Bonus, Kalthoff, Kutter, was das

*) In diesen Tagen erschien in der Reihe „Der deutsche Buchhandel in Selbstdarstellungen" (2. Band, Heft 1): **Eugen Diederichs**. Leipzig, Felix Meiner 1927. 86 S. mit einer Abbildung. 3.50 M.

deutsche Erscheinen der Werke Tolstois, was wieder Artur Drews, was die Ausgaben der Mystik dem deutschen religiösen Leben an Erschütterung, Not und Förderung bedeutet haben.

Es wäre dasselbe zu untersuchen für die andern Gebiete des geistigen Lebens, die er gepflegt hat. Was hat Bölsche mit seinen Schriften im Geistesleben bedeutet, was Gomperz, Joel auf dem ihren!

Was hat es bedeutet, daß er Spitteler den Weg bahnte und den Arbeiterdichtern und diesem und jenem.

Was haben die Schriften Schultze-Naumburgs, was die der Gartenstadtbewegung geschaffen?

Und die Untersuchung würde feststellen, daß hier ein Werk geleistet ist, das fürs ganze Geistesleben des deutschen Volkes in gewaltiger Breite mächtige Anregung, Erschütterung und schöpferische Bewegung bedeutet hat. So grüßen wir den Mann, dessen wundervolle Mischung einer Tapferkeit, die sich für das Unerhörte einzusetzen wagt, wenn es ihm schöpferisch dünkt, eines klaren Instinktes eben für dies Schöpferische mit einer feinen geschäftlichen Klugheit dies Werk ermöglichte, und wünschen ihm und dem Verlag, daß die Zukunft der Zukunft bedeute, was die Vergangenheit dieser und der Gegenwart war.

Eisenach Emil Fuchs

Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht

1. Voraussetzungen. 2. Analyse des Textes. 3. Goethes Glaube und Religionsauffassung

1. Voraussetzungen

Die religionsphilosophischen Abschnitte in der Darstellung der „Pädagogischen Provinz" — Wilhelm Meisters Wanderjahre, in der zweiten Fassung von 1829, 2. Buch. Kapitel 1 und 2 — gelten mit Recht als das Tiefste und Bedeutendste, was Goethe über Religion und Christentum geäußert hat. Irving findet in ihnen mehr Verständnis für Christus und die christliche Religion als bei sämtlichen Theologen, die er kennt. Carlyle hat ihnen in seinem „Sartor resartus" gehuldigt. Neben dem Wort an Eckermann vom 11. 3. 1832 über die unüberbietbare „Hoheit und sittliche Kultur des Christentums" gehören sie für viele Theologen zum eisernen Bestand der Apologetik.

Leider steht ihre Berühmtheit in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Verständnis. Die Geschichte der Mißverständnisse dieser Goetheschen Lehre ist ein unerfreuliches, ja beschämendes Kapitel. Sie ist indes nur ein Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang, der das Verhältnis Goethes zu Religion und Christentum überhaupt betrifft. Der Alarmruf v. Schuberts (Goethes religiöse Jugendentwicklung, 1925, S. 5): „daß die wissenschaftliche Forschung in dem strengen Sinn, in dem sie diesen Namen allein verdient, hier bedauerlich, ja verhängnisvoll versagt habe", ist voll berechtigt. Diese Worte gelten in einem Sinne und Umfange, an den v. Schubert seinerseits nicht denkt. Nicht nur die philologische Vorarbeit und die methodische Quellenuntersuchung, die er im Auge hat, sind trotz der uferlosen Goethe-Literatur erstaunlich vernachlässigt worden; ebenso schlimm steht es mit der Untersuchung der psychologischen Voraussetzungen sowie mit der philosophisch-systematischen Würdigung der Religionstheorie Goethes.

Die großen Gesamtdarstellungen Goethes, auch die wertvollste unter ihnen, die von Gundolf, berühren dies Gebiet nur flüchtig. Die philosophischen Arbeiten von Rudolf Steiner (4. Aufl. 1921) und H. S. Chamberlain (1912) sind nicht ohne Verdienst, leiden aber stark unter der einseitigen Tendenz und Subjektivität ihrer Verfasser. Systematisch durchaus unzulänglich ist die verbreitete Darstellung von Otto Harnack „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" (1886 u. ö.). Hier wird auf Grund einer ungenauen Exegese dem alten Goethe sogar die Lehre vom radikalen Bösen zugeschrieben, ein Irrtum, der von hier aus kritiklos in viele andere Darstellungen übernommen worden ist. Die interessante, in Einzelheiten ungewöhnlich gründliche Darstellung von K. J. Obenauer „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion" (1921) ist doch in der Bewertung der Quellen so unkritisch, daß sie Goethes poetische Anspielungen auf die Gottheit Christi ernst nimmt und dadurch das Gesamtbild stark verzeichnen muß. Die brauchbarsten Vorarbeiten für ein philosophisches Verständnis Goethes sind die vor einem Vierteljahrhundert erschienenen Arbeiten von Hermann Siebeck (Goethe als Denker) und Georg Simmel, dessen geistreiche Darstellungen zum Teil aber ausgesprochenermaßen nicht eine Philosophie Goethes, sondern eine Philosophie über Goethe geben. Auf die Literatur der jüngsten Zeit, welche sich auf den Weltanschauungskampf der Gegenwart bezieht und den Gegensatz zwischen christlicher Religion und deutschem Idealismus erörtert — Lütgert, Loew, Neubauer, Mathes, Bornhausen u. A. — soll hier nur kurz hingewiesen werden. Von ungewöhnlicher Bedeutung auch für die Religionsphilosophie Goethes ist das groß angelegte Werk von H. A. Korff „Geist der Goethezeit", von dem bisher der erste Band vorliegt (1923).

Es kann hier nur angedeutet werden, welche Gesichtspunkte für die Abschätzung des Wertes der Quellen maßgebend sind. Hat Goethe seine Äußerungen zur Veröffentlichung bestimmt oder nicht? Zur Veröffentlichung bei Lebzeiten oder nicht? Gibt er nur fremde Auffassungen als darstellender Dichter wieder, oder spricht er sein eigenes Bekenntnis aus? Wer ist der Adressat seines Briefes, wer sein Gegenüber im Gespräch? usw. Mit Recht hebt v. Schubert hervor, daß die Selbstbiographie für den in ihr dargestellten Inhalt der früheren Zeit nur eine sehr sekundäre Quelle ist, eine primäre allein für die Auffassung des alten Goethe selber. Nachdem vor einigen Jahren die Briefe Goethes an Langer entdeckt sind, weiß man, daß Goethe sich z. B. mit dem Pietismus weit tiefer eingelassen hat, als die Selbstbiographie erkennen läßt. „Mich hat der Heiland endlich erhascht, ich lief ihm zu lang und zu geschwind, da kriegt er mich bei den Haaren."

Es ist auch aus anderen Gründen schwer verständlich, wie man die Darstellung der religiösen Entwicklung Goethes in der Selbstbiographie bisher in diesem Maße hat ernst nehmen können. „Dichtung und Wahrheit" ist ein Kunstwerk, das ganz anderen Maßstäben unterliegt. Was hat die ausführliche Darstellung der katholischen Sakramentslehre, was die langen alttestamentlichen Schilderungen, was der neuplatonische Weltentstehungsmythos mit der Bildungsgeschichte des Frankfurter Patriziersohnes zu tun? Goethe hat diese ganze persönliche Entwicklung künstlich konstruiert nach seinem Schema der stufenweisen Entwicklung der Menschheit. Zuerst kommt die Urreligion. Das von dem Knaben dargebrachte „Opfer" mit seinem unglücklichen Ausgang, in Wirklichkeit nur ein Jungenstreich wie die Kultusnachahmung in dem Spottgedicht „Pfaffenspiel", wird von dem Greise mit lächelnder Ironie zu der heiligen Handlung eines „jungen Priesters" umgedeutet. Auf die Naturreligion folgt prompt im vierten Buch die Offenbarungsreligion des Alten Testaments, im sechsten die Gottesverehrung der alten Germanen, im siebenten die katholische Sakramentslehre des Mittelalters, im achten die Mystik mit dem neuplatonischen Weltmythus, im neunten Luther und seine Bibelübersetzung; schließlich landet der Verfasser über Pietismus und Aufklärung hinweg bei seinem Ziel, dem „liberalen Weltsinn" Spinozas.

Eine wichtige Ergänzung der Quellenwertung ist die systematische Untersuchung der Goetheschen Religionstheorie. Die Philosophie hat an Goethe viel gut zu machen.

Es geht nicht an, ihn als Dichter zu preisen, um ihn als Philosophen vernachlässigen zu können. Er ist auch kein Eklektiker, sondern ein Denker von starker, originaler Kraft. Freilich auch ein Denkertypus, wie er in Deutschland selten ist. Er ist ferner nicht nur nebenbei Denker, vielmehr liegt der unaussprechliche Reiz seiner Dichtungen gerade in der ihnen immanenten Philosophie.

Über Goethes Verhältnis zum Christentum ist wohl die herrschende Auffassung die, daß er in seiner Jugend ihm sehr nahe gestanden, im Mannesalter dagegen sich von ihm abgewandt habe, um dann in der milden Reife und Weisheit des Alters wieder ein objektives und gerechtes Urteil zu gewinnen und zu den alten Idealen der Jugend zurückzukehren. Diese Auffassung ist irrig. Sie beruht einerseits auf falschen psychologischen Voraussetzungen, anderseits auf einer einseitigen Überschätzung der philologisch-historischen Methode. Es ist gewiß von Wichtigkeit, die einzelnen Lebensperioden Goethes auseinander zu halten und genau zu untersuchen, welche Überzeugungen er zu der und der Zeit, und in dem und dem Werk vertritt. Nur bedarf diese differenzierende Methode der Ergänzung durch die entgegengesetzte zusammenfassende, welche die großen Motive seines Denkens und Empfindens zusammenhängend durch alle Lebensepochen hindurch verfolgt.

Bei Goethes Verhältnis zum Christentum zeigt sich weniger ein Unterschied der Auffassung in den zeitlich verschiedenen Epochen seines Lebens, als vielmehr in allen Lebensepochen ein sachlicher Unterschied in seiner Stellung zu verschiedenen Seiten des Christentums. Daß es im übrigen Stimmungsschwankungen gibt, ist selbstverständlich. In allem Wesentlichen aber hat sich Goethes Stellung zum Christentum, seitdem er einmal in Straßburg sich selber gefunden hatte, nie geändert. Scharf ablehnend gegen kirchliche Ansprüche, engherzige Bekehrungssucht, beschränkten Dogmenglauben, pietistische Selbstbespiegelung, hegt er stets Liebe und Verehrung gegenüber der Bibel, der Person Christi und schlichten, gläubigen Menschen. Mit Bestimmtheit lehnt er eine einseitig asketische, weltverneinende Christlichkeit ab. Dies ist das „Heidentum", das er an Winkelmann rühmt. Vom Christentum heißt es dort, ohne daß der Name ausgesprochen wird: „Noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen." Für Goethe fallen Wert und Wirklichkeit nicht auseinander, sondern zusammen. Sein Symbol war zeitlebens das Kreuz mit Rosenzweigen, das er in den „Geheimnissen" zeichnet.

Weder in der Jugend noch im Alter fehlen die heftigen Angriffe gegen bestimmte Seiten des Christentums. Und umgekehrt dichtet er in der Blüte seines „Heidentums" seine frommste Dichtung, die Iphigenie. Wie will man es sonst erklären, daß sich in den Jugenddichtungen, etwa dem „Satyros" oder dem „Ewigen Juden", tief religiöse Klänge mit tollster Ironie vermischen? Und sind die polemischen Invektiven der „Zahmen Xenien" des alten Goethe irgendwie zahmer als die schneidigen Angriffe der Jugendzeit? Wenn man in dem sachlichen Gegensatz der beiden Oden „Prometheus" und „Grenzen der Menschheit" religiöse Entwicklungsstufen ihres Verfassers gespiegelt finden will, so verkennt man die Psychologie des Dichters; sonst müßte man auch eine Faust-Stufe neben einer Mephistopheles-Stufe, eine Tasso-Stufe neben einer Antonio-Stufe usw. annehmen.

Wie steht es insbesondere mit der Auffassung, die Ausführungen der „Wanderjahre" seien in hohem Maße objektiv, abgeklärt, frei von persönlichen Stimmungsmomenten? Die Sachlage ist umgekehrt. Wir haben, richtig gelesen, ein äußerst temperamentvolles Glaubensbekenntnis des Dichters vor uns. Aus seinen Worten spricht der Ingrimm gegen die pädagogische Zeitrichtung, der Zorn gegen die „verdammungswürdige Frechheit" der Pietisten, seine Verstimmung gegen die Bühne. Mimisch begabte Schüler werden schleunigst aus dem Umkreis der Provinz entfernt. Wer Talente dieser Art zeigt, wird sofort einer großen Bühne übergeben: „damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegen geleitet werde". Der ganze Stil der Darstellung ist stark subjektiv, temperamentvoll, bekenntnisartig.

Goethe als Bekenner? Ist dies nicht für ihn bezeichnend, daß er sich nie ganz hingab, nie für etwas rückhaltlos sich einsetzte? Daß er in allen großen Entscheidungen der Zeit die Parteinahme ablehnte? In der Tat, Goethe ist kein Bekenner wie der kampflustige Lessing oder der tapfere, starrsinnige Fichte, geschweige denn wie später der an Opposition und Paradoxien sich weidende Nietzsche. Nach den Erfahrungen mit Lavater und Jacobi ging Goethe mit vollem Bewußtsein äußerst vorsichtig allem aus dem Wege, was ihn in der Öffentlichkeit politisch oder religiös zu einem Parteimann hätte abstempeln können. Ängstlich bittet er seine Freunde, gelegentliche freimütige Äußerungen zu „sekretieren". „Sie haben Lessing das Ende verbittert, mir sollen sies nicht."

Um so entschiedener aber bekennt er sich in verblümter Form für den, der Ohren hat zu hören, zu einer ganz bestimmten Weltanschauung. Seine Dichtungen werden ihm zu Bekenntnissen, ja zu einer großen fortlaufenden Konfession. In den Aufsätzen über Winkelmann und Wieland ist die Darstellung der von ihm verehrten Männer nur die Form; er benutzt sie, um sein eigenes, leidenschaftlich empfundenes Glaubensbekenntnis aussprechen zu können. Aus dieser eigentümlichen Mischung von Bekenner-Bedürfnis und vorsichtiger Zurückhaltung entspringen solche Produktionen wie das politische „Märchen" am Schluß der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Der esoterische Sinn wird nur dem Eingeweihten offenbar. „Sagt es Niemand, nur den Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet." Goethe liebt es, Gedanken über diese Gegenstände lange innerlich zu hegen und langsam reifen zu lassen, so daß sie oft in einer geradezu unheimlichen Vollkommenheit und einem geheimnisvollen Zauber ans Licht treten und nur „vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens" durch sorgfältiges und liebevolles Studieren verstanden werden können. Außer dem „Märchen" und dem „Lehrbrief" in Wilhelm Meister denke man an viele der „Sprüche" in Reim oder Prosa sowie an die religionsphilosophischen Ausführungen der pädagogischen Provinz. Es ist etwas ganz Analoges zu dem eigentlich dichterischen Produktionsprozeß, nur daß der Leser es bei diesem leichter hat und sich mit der Aufnahme der angeschlagenen ästhetischen Stimmung begnügen darf.

Goethe als Bekenner bildet eine eigentümliche Parallele zu Kant, der ebenfalls nicht von dem Holze war, aus dem Märtyrer geschnitzt werden. Goethe war kein Hutten, Lessing oder Fichte, sondern ein Erasmus. Er wollte sich als Parteimann nicht festlegen lassen, schickte aber aus der Ferne seine sicher treffenden Pfeile dem Gegner ins Herz. Wenn in neuere Zeit Vaihinger den harmlosen „Kantianismus vulgaris" an den Pranger gestellt und ihm gegenüber einen ganz anderen radikalen Kant enthüllt hat — wobei er freilich durch Hinzufügung seiner eigenen biologischen Erkenntnistheorie die Sachlage verdunkelt und verwickelt hat —, so kann man in ganz ähnlicher Weise, wenn das unschöne Wort einmal gestattet ist, von einem verbreiteten „Goetheanismus vulgaris" reden. Diese beiden „Klassiker" sind erheblich problematischer, als sie bisher dargestellt wurden. Irrtümlich stellt übrigens Vaihinger selber (Philosophie des Als ob, S. 750 Anm.) den alten, schließlich doch nachgebenden Goethe in Gegensatz zu dem bis zum letzten Atemzuge aufrechten und rücksichtslos kühnen Denker Kant.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über den gesamten Charakter der „Wanderjahre". Wer nicht ganz dem

Heroenkult verfallen ist, muß anerkennen, daß es sich um ein recht sonderbares Greisenwerk handelt, in welchem eine äußerst nachlässige Komposition sowie erhebliche Mängel und Wunderlichkeiten von der gesunkenen Schaffenskraft des Verfassers Zeugnis ablegen, in welchem aber anderseits an Einzelstellen ein plötzliches wundervolles Aufleuchten des Geistes uns entschädigt und entzückt — das pädagogische Utopien enthält; mancherlei, dem gegenüber keine Ehrfurcht am Platze ist. Die Ehrfurchtgebärden als Parallele zum christlichen Gebet machen einen recht wunderlichen Eindruck, zumal die Schüler dadurch selber dem Aufseher die Stufe ihrer inneren Entwicklung anzeigen sollen. Hierhin gehört ferner die seltsame Trinitätspielerei. Drei geheimnisvolle Vorsteher bilden die Leitung der Heiligtümer. Sie zusammen „stellen den Obern vor". Die Adresse von Wilhelms Brief lautet: „An den Obern, oder die Dreie." (Vgl. in den Wanderjahren auch das „Band", das drei Personen darstellen.)

In der Mahnung zur Ehrfurcht liegt endlich zu jener Zeit eine bestimmte politische Tendenz. „Bei den an sich so schönen und beherzigenswerten Worten über das Mißwollen und Mißreden ist freilich zu bedenken, daß von der damaligen Jugend Ehrfurcht vor Metternich und dem Bundestag kaum zu verlangen war." (Creizenach, Cotta J. A. 19, 293.)

2. Analyse des Textes

Die Voraussetzung für das Verständnis des Folgenden ist die genaue Bekanntschaft mit dem Goetheschen Text: Wilhelm Meisters Wanderjahre Buch 2, Kap. 1 und 2.

Goethe lehrt eine dreifache Ehrfurcht — vor dem, was über, unter uns und uns gleich ist — die sich in einer vierten, der Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst, vollendet. Und genau entsprechend drei Religionsarten, die ethnische, philosophische und christliche, die sich ebenfalls in einer vierten, der „wahren" Religion zusammenfassen. Es ist nun auffällig, daß bei den Ehrfurchten die Reihenfolge lautet: Über, unter, gleich; bei den Religionen aber: Über, gleich, unter. Noch auffälliger, daß auch nach Umstellung der beiden letzten Glieder der Religionsreihe keine der einzelnen Ehrfurchtsstufen zu der entsprechenden Religionsstufe recht passen will. Auch hat das „unter uns" bei der zweiten Ehrfurchtsstufe den Sinn von Natur oder Erde, bei der entsprechenden Religionsstufe dagegen den Sinn von Leiden, Schmach und Tod. Ja, bei der zweiten Ehrfurchtsstufe selber stehen noch zwei verschiedene Bedeutungen von Natur nebeneinander, einmal die positive, wohltätige, daneben eine negative, schreckliche. Alle Harmonisierungsversuche, wie sie z. B. Thieme (Theol. Studd. u. Kritt. 1917, S. 88 ff.) versucht, sind vergeblich. Die Vermutung, daß es sich um zwei innerlich verschiedene und von vornherein voneinander unabhängige Entwürfe handelt, wird auf jede Weise bestätigt und gesichert.

In der Christlichen Welt hat schon 1912 (Nr. 23) Paul Wernle in einer sehr scharfsinnigen, auch heute noch unveralteten Analyse diesen Tatbestand aufgezeigt; nur hat er seine Darstellung bedauerlicherweise mit der unhaltbaren Hypothese belastet, daß wir es in den verschiedenen Abschnitten mit verschiedenen Entwicklungsstufen Goethes zu tun hätten. Hier spürt man doch deutlich den Einfluß einer älteren, heute in ihrer Einseitigkeit überwundenen Goethe-Philologie.

Der Religionsentwurf schließt sich mit seinen drei Stufen an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" an. In den drei Entwicklungsstufen Altes Testament, Neues Testament, Ewiges Evangelium (wofür Goethe in genauem chronologischem Anschluß die Passion Christi setzt), in der Parallelisierung der Stufen der Erziehung mit denen der Entwicklung des Menschengeschlechts, in der Anwendung der drei Artikel des Credo und in vielen anderen Einzelheiten.

Der Ehrfurchtsentwurf dagegen geht von ganz anderen Voraussetzungen aus. Der Begriff der Ehrfurcht ist in der Erziehung zu Hause. Er ist der Grundbegriff der Goetheschen Pädagogik. Die Stufenfolge „Gott, Natur, Mitmensch" ist orientiert an dem Gesichtspunkt des Mündigwerdens und bildet einen klaren, einheitlichen Fortschritt. Den Ausgang der Erziehung bildet der unmündige, autoritätsbedürftige Mensch. Das Ziel der Erziehung dagegen ist der selbständig gewordene, mündige Mensch, der nicht mehr nach oben, auch nicht mehr nach unten blickt, sondern offen geradeaus, ein Freier unter Freien, keiner fremden Autorität oder Leitung mehr bedürftig, stolz und selbstbewußt, zugleich aber dankbar anerkennend, was er Anderen schuldet: Gott, Natur, Mitmenschen. Das Ziel der Erziehung ist das Mündigwerden des Menschen oder die Erweckung eines sicheren, festgegründeten Selbstgefühls, das sich auf der einen Seite unterscheidet von Furcht und Unterwürfigkeit, auf der andern Seite von Dünkel und Anmaßung. Goethe ist unwillig über die demokratischen Tendenzen der Burschenschaft, über die Auswüchse der Methode Pestalozzis, über die Weichlichkeit der Philanthropen. Die Jugend soll Gehorsam lernen; sogar der Glaube an Gott erscheint an dieser Stelle lediglich als Ausdruck des Autoritätsgefühls und der Autoritätsnotwendigkeit, eine Parallele zur Restaurationspolitik der Romantik und zu der Parole „Thron und Altar".

Der junge Mensch soll — im Gegensatz zu dem Baccalaureus im zweiten Teil des Faust — den Originalitätsdünkel ablegen und sich dankbar des von Anderen Empfangenen bewußt werden. „Wie wenig ist man doch, und was man ist, das ist man Andern schuldig" (Tasso). Hier sieht man nun deutlich den ursprünglichen Entwurf der Ehrfurchtslehre wie die Untermalung eines alten Bildes zum Vorschein kommen. Man erwartet nämlich in diesem Zusammenhange offenbar, daß „Natur" nicht in dem unheimlichen, furchtbaren Sinn als Quell von Leiden und Not auftritt, sondern in dem freundlichen, gütigen Sinne als der „guten Mutter", von der Goethe in „Dichtung und Wahrheit" an entscheidender Stelle sagt: „Sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen." Sieht man den Text daraufhin an, so wird diese Erwartung in überraschender Weise bestätigt. Die Kinder blicken „fröhlich gen Himmel" „lächelnd zur Erde". Ihnen soll die Wahrheit eingeprägt werden, „daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung, sie gewährt unsägliche Freuden." Der unehrerbietige Mensch „verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen Seinesgleichen gehässig". Von dem ehrfürchtigen, selbstbewußten Menschen heißt es dagegen, „daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben".

Wir haben hier die seit 1782 Goethe geläufige Wendung „Gott und Natur", welche inhaltlich genau die gleiche metaphysische Ansicht ausspricht wie der Ausdruck „Gott —Natur"; im ersteren Falle schließt Goethe sich an Spinozas Attributs-Begriff, im zweiten an seinen Substanz-Begriff an. Gott und Natur, Geistiges und Materielles sind die ewigen Doppel-Ingredienzien des Universums.

Wenn nun bei der zweiten Ehrfurchtsstufe neben der Natur in dem wohltätigen Sinn auch die Natur als der furchtbare Abgrund und Quell von Leiden, Krankheit und Tod steht, so liegt hier offenbar eine Angleichung an die Bedeutung des „unter uns" in der Religionsreihe vor, wo es ja eben Leiden und Not bedeutet. Und eine weitere unwillkürliche Folge dieses Eindringens ist die Charakterisierung der dritten Ehrfurchtsstufe als Zusammenschluß der von Gefahren bedrohten Menschen, um „Fronte" gegen die Welt und ihre Gefahren zu machen. Der Gedanke der Ehrfurcht ist hier völlig vergessen.

Das Schema über, unter, neben uns in mannigfachen

Variationen gehört zu dem bekanntesten Erbgut theologischer Literatur, bei Augustin, bei den Scholastikern, bei Luther und vielen Späteren. (Vgl. Thieme, CW 1912 Nr. 20.) Auf die Beziehungen dieses Abschnitts zur Freimaurerei, deren Symbolik und Riten auf Schritt und Tritt hindurchblicken, kann hier nur kurz hingewiesen werden. (Vgl. H. Wernekke, Goethe und die königliche Kunst, 1923.) Die Stufenfolge von Lehrling, Geselle, Meister, der Begriff des Symbols in Bild und Geberde, das Mündigwerden, die Freundschaft, die Bruderkette, die Abweisung aller Uneinigkeit, alles dies sind maurerische Motive. Auch in den „Geheimnissen" verherrlicht Goethe das Christentum in Freimaurerformen. Seine ergreifendsten religiösen und metaphysischen Gedichte sind Logengedichte (vgl. auch das „Märchen" in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und die Maurerrede in den „Wahlverwandtschaften"). In der Freimaurerliteratur findet man auffallende Anklänge an Goethes Ehrfurchtsentwurf. J. G. Findel, Geist und Form der Freimaurerei, 1874, sieht in den drei großen Lichtern Bibel, Winkelmaß und Zirkel die Versinnbildlichung von Religiosität, Gesetz und Liebe oder Religion, Tugend, Geselligkeit. Die Bibel (oder auch Senkblei, oder Säule) richtet den Blick aufwärts zu dem Reich des Geistes, das Winkelmaß ordnet das Verhältnis des Menschen zur Erde, der Zirkel oder Kreis das Verhältnis des Menschen zur Menschheit. Noch viele Einzelheiten ließen sich anführen.

Als ein Fremdkörper erschien in dem Ehrfurchtsentwurf der Begriff der Natur als Quelle von Leiden und Not. Als „das irdische Willenlose", das den Menschen sein Leben lang mit unheimlichen Gefahren bedroht. Wir sahen darin eine Angleichung an den Begriff des „unter uns" in der christlichen Religion. Eine weitere Vermittlung zwischen dem Religionsentwurf und dem Ehrfurchtsentwurf stellt der Credo-Abschnitt dar (Kap. 1, Absch. 23), der zwischen der Charakterisierung der drei Religionen und der Schilderung der drei entsprechenden Bildergalerien eingesprengt ist. Er hat entsprechend dem Inhalt der drei christlichen Glaubensartikel die Reihenfolge über, unter, gleich mit dem Ehrfurchtsentwurf gemein, dagegen mit dem Religionsentwurf die Bedeutung des „unter uns" als Leiden und Not. Zugleich bemerkt man, daß auf der dritten Stufe der Begriff der Gemeinschaft hier ein durchaus anderer ist, als der der dritten Ehrfurchtsstufe. Die ideale Gemeinschaft, die Gemeinde der Heiligen, d. h. „der im höchsten Grad Guten und Weisen", jene „unsichtbare Kirche" in weltlichem Sinne, von der Goethe so gern redet, ist etwas ganz Anderes als die reale Kampfgemeinschaft der gefahrbedrohten Menschen auf der dritten Ehrfurchtsstufe. Es ist vielleicht keine zu kühne Annahme, daß sowohl der Ehrfurchtsentwurf wie der Religionsentwurf für sich schon da waren und daß jeder ursprünglich nur drei Stufen umfaßte. Die vierte Stufe, welche die drei anderen in sich schließt, ist wohl mit der Hereinziehung des Credo im Anschluß an die Trinitätslehre aufgenommen worden.

Es ist bekannt, daß das Fellenbergsche Erziehungsheim in Hofwyl bei der Darstellung der pädagogischen Provinz Goethe vorgeschwebt hat. Von hier führen ebenfalls Fäden zur Ehrfurchtslehre. Auch Plato, Cicero, Comenius, Pestalozzi, Lessing, Kant und Fichte haben Spuren hinterlassen.

Zum Schluß dieses Abschnitts berühren wir kurz die geläufigsten Mißverständnisse. Die „christliche Religion", von der Goethe spricht, deckt sich nicht mit dem historischen Christentum. Sie bezeichnet die Gesamtheit derjenigen Religionen, die Ehrfurcht vor dem Leiden lehren. Das Christentum ist nur ein Beispiel, wenngleich das hervorragendste. „Wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart." Diese Verehrung des Leidens ist „ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte". Das heißt in dem Zusammenhang keineswegs, daß diese Religion Höhepunkt und Gipfel der Religionsgeschichte bedeutet. Vielmehr bemüht man sich, die Zöglinge über diese gefährliche Stufe möglichst bald hinwegzuführen; die entsprechende Bildergalerie wird nur selten geöffnet. „Jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerten geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfnis sich in ihm regen sollte."

Ganz schlimm ist das Mißverständnis, das früher in der theologischen Literatur weit verbreitet war, als bedeute die Ehrfurcht vor dem „unter uns" die Ehrfurcht vor niedrigen oder unglücklichen Menschen. Thieme (Theol. Studd. u. Kritt. a. a. O.) zeigt dies Mißverständnis auf bei Eucken, Bielschowski, Köster, Sell, v. Schrenk, Uner. In erstaunlicher Weise mißversteht insbesondere Albert Köster Goethes Lehre, indem er das „unter uns" bezieht auf „ein frühes Zeitalter, in dem der Mensch sich abhängig fühlt von den Naturkräften, gegen die er machtlos ist", das „unter uns" auf den Teil der Naturkräfte, die er beherrschen gelernt hat, ein patriarchalisches, gönnerhaftes Verhältnis zu den Geschöpfen, die er gemacht oder die er bezwungen hat". (Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jahrhundert. Leipziger Renuntiationsschrift 1912, 13 f.)

An diesen Proben, die sich leider leicht vermehren ließen, sei es genug. Die Ursache der vielen und schweren Mißverständnisse liegt auf der einen Seite in der Eigenart und Schwierigkeit des Goetheschen Textes, auf der anderen in der erstaunlichen Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit, mit der dies Gebiet bisher behandelt worden ist.

Kiel Erich Franz

Die Geisterwelt

Wir sind müde und traurig geworden durch die langen elenden Jahre, die hinter uns liegen, und unsere hiesige Welt gefällt uns wieder einmal nicht mehr. Darum suchen wir, wie schon so oft, der vermeintlich höheren näher zu kommen. Die Erfolglosigkeit bleibt im Grunde genommen die gleiche, nur die Methoden wechseln. Jetzt wollen wir mit ganz schwerem Geschütz ausrücken. Denn es sollen zu ihrer Erforschung Fakultäten errichtet und Katheder zur Verfügung gestellt werden. Ein absurder Gedanke, daß ein würdiger Universitätsprofessor vor einem Auditorium mit Stenogrammheften bewaffneter Studenten am glockenhellen Mittag über Geister dozieren soll. Nein, da war die alte Zeit verständnisvoller, dazu braucht es mitternächtige Kreuzwege, Drudenfüße, schwarze Hähne und Irrlichter.

Es ist betrübend und gefährlich, über spiritistische Sitzungen zu lesen. Betrübend der Gedanke, daß Wesen, angeblich von unserer Materie befreit, sich damit begnügen, Gegenstände zwecklos in der Luft herumzuschleudern, zu poltern, an den Haaren zu zupfen und kalte Hauche von sich zu geben. Gefährlich, weil der menschliche Hochmut durch den Gedanken neue Nahrung erhält: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen, bei uns machen so etwas nur die unartigen Kinder." Wie, man soll lehren können in Wort und Schrift über das, was unsere menschliche Sprache überhaupt unfähig ist auszudrücken? Denn könnte sie es, so wären es keine Manifestationen einer „höheren" Welt.

Unsere Welt ist nicht schlecht, sie wäre reichlich gut genug, wenn nur wir selbst besser und vernünftiger wären. Warum denn sich anklammern an die klebrige Verlängerung, die ein Medium im dunklen Zimmer nach schweißtreibender Arbeit projiziert, wo doch die Offenbarung einer blühenden Rose im Sonnenlicht jedem von uns zugänglich ist? Warum sich den Kopf zerbrechen über die Kraft, die nach stundenlangem blödsinnigem Daumendrükken einen Tisch herumstößt, wo doch das Telefon etwas

viel Merkwürdigeres und Wunderbareres ist? Könnte man nicht lieber endlich einmal herausbringen, welche Bewandnis es eigentlich mit der Elektrizität hat, von der wir uns nun schon so viele Jahre beleuchten, fortbewegen und mitunter totschlagen lassen?

Wieso denn werden wir besser und könnte es uns besser gehen, wenn wir mehr von der Geisterwelt wissen? Wird Jemand, der sein eigenes bescheidenes Gärtchen verderben und verlottern läßt, plötzlich ein vorzüglicher und gewissenhafter Pfleger, weil er in Königs Garten versetzt wurde? Nein, so leicht wird es uns nicht gemacht, wir müssen uns allein plagen, müssen Schritt für Schritt mit Schweiß und Tränen erkämpfen, was uns vorwärts bringen soll. Und dann sind ja die hohen Geister da, die uns helfen, deren Gedanken und Überzeugungen, deren Leiden und Schmerzen uns zur Seite stehen, ohne daß wir es nötig hätten, sie im dunklen Zimmer durch minderwertige oder betrügerische Versuchskaninchen mühsam herbeibeschwören zu müssen.

Die erhabene Vorstellung, daß eine zweite Welt die unsere umgibt und durchdringt, kann nur intuitiv erfaßt werden; durch den schrittweisen Kleinbetrieb menschlicher Forschung wird sie sich nie meistern lassen — nur zuweilen zucken aufstörende Lichter durch den Schleier, der dann um so dichter wieder herabsinkt.

München Sofie Zilcher

Erlesenes zur Auslegung von Genesis 3

Goethe (Sprüche in Prosa):

„Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei."

Das ist Harnacks „fatales" Allegorisches.

„Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe."

Das ist Brunners „paradoxe Einheit" von Historischem und Ideen, „Urgeschehnis", das immer mitgeht.

Goethe (Goethejahrbuch 1895):

„Und so erblickt das Luthertum in dem AT und NT das Symbol (!) des großen, sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und zwar durch den Glauben an den allverkündeten und allesbewirkenden Messias."

Paul de Lagarde (Deutsche Schriften 1892, S. 223):

„Es mag hundert und tausendmal wahr sein, daß ein Psalm ursprünglich einen weltlichen Sinn gehabt hat; für die Synagoge und für die Kirche hat er immer nur die Bedeutung, welche sich mit jüdischer, bzw. christlicher Frömmigkeit verträgt: indem der Protestantismus diese Wahrheit verkannte und die Grenzsteine zwischen den beiden Gebieten, kirchlichem Schriftgebrauch und wissenschaftlichem Schriftverständnis, ausriß, hat er sich selbst das Grab gegraben und sich so töricht gezeigt wie ein Arzt sein würde, welcher die treuen Augen seines Weibes in bezug auf die Lagerung der Linsenfäden und die Farbe der Pigmentzellen auf dem Seziertisch untersuchte und danach hoffte, die treuen Augen wieder freundlich leuchten und sorgen zu sehen. Es ist mit den Büchern der Bibel um nichts anders als mit Brot und Wein des Abendmahls: weder jene, noch diese gehören in die Kirche, wenn nicht der Segen des Amtes über sie gesprochen ist: ohne diesen Segen ist die Bibel ein natürliches Buch mit manchem Guten und vielem Schlechten, enthält das Brot neben dem nahrhaften Mehl auch wohl Hacheln und Lolch. Wer ein gesegnetes Buch in der Gemeinde liest und gesegnetes Brot am Altare ißt, findet in jenem nur Segen und die Gemeinde in diesem nur Segen und den Herrn."

Harnack (Wesen des Christentums):

„Unmöglichkeit ... unsere raumzeitlichen Erkenntnisse mit dem Inhalt unseres Innenlebens in die Einheit einer Weltanschauung zu bringen."

Dem ungeachtet fordert nun Harnack CW 1926 Nr. 17 — und geht darin weiter als Greßmann — die „exklusiv autoritative" Geltung des historischen Verständnisses der Schrift. Dafür nimmt die Erklärung nicht eben ein, daß das einen „Bruch" mit der Erkenntnis der alten Kirche bedeutet, deren (fatale) allegorische Erklärungsmethode nur „gemildert" werde durch die teleologische Auslegung des AT auf Christus, also auch einen Bruch mit Luther (und seiner Kirche). — Nr. 18 preist Harnack die (von der alten Kirche vollzogenen) „Identifizierungen" von Christus und dem Geist, himmlischer und irdischer Kirche als das Höchste des Glaubens an „Welt-, Zeit- und Raumüberwindung". Wäre diese möglich gewesen ohne „die teleologische Auslegung (des AT) auf Christus"?

Wenn exklusive Geltung des historischen Verständnisses das Ultimatum der Wissenschaft an die Religion, dann hat Greßmanns furchtbares Wort (Nr. 17) recht, daß die Wissenschaft „in der Tat der Todfeind aller Religion". — Nr. 21 bekennt er sich zur Bibel als „Wort Gottes" (von dessen Wirken auch er nur in „allegorischen" Ausdrucksformen zu reden vermag) und zeigt dafür tiefes Verständnis. Zum Schluß vertritt er dann freilich dieser Bibel gegenüber wieder das Recht der „Todfeindin aller Religion".

Salem Lina Keßler

Der Friede durch die Jugend

Die deutsche Jugend, die dem VI. Internationalen demokratischen Friedenskongreß Marc Sangniers in Bierville zahlenmäßig und durch ihre rege Mitarbeit eine besondere Note gab, hat ihr Bekenntnisbuch herausgegeben*). Die etwa 100 Mitarbeiter des Buches, dem der Bonner Romanist H. Platz eine Licht und Schatten abwägende Einleitung gibt, haben nicht „Im Auftrage" oder „für" Andere geschrieben, sondern wie aus einem heiligen Müssen und heißen Werben für ein besseres Wollen, das diese neue Jugend auf den Weg der Verständigung, zum neuen Europa und zur wahren Völkerfamilie treibt. Jeder gibt seine Erinnerung und seine Meinung in seiner Weise; darum nennt es sich kein „lieblich-friedliches Erzeugnis, sondern ein Buch, das beruht auf echtem, frischem Kampfe, auf frohem Wagen der Persönlichkeit, auf freiem Meinungsaustausch, auf radikaler (zur Wurzel vordringender) Abkehr vom Geiste der rohen Gewalt".

Der Reichtum und die Gründlichkeit des Gebotenen ist ungewöhnlich. In lebensvollen Stimmungsbildern sind dort alle einzelnen Etappen des ganzen Geschehens festgehalten; die Vorbereitung, der Zuzug der etwa 1500, die überraschende Aufnahme und Bewillkommnung der fahrenden Trupps in Frankreich, der einzigartige Zauber des Orts der Tagung, der Gang der äußeren Dinge durch die vier Freundschaftswochen hindurch, das unbefangene Sichgeben dieser Jugend aus 30 Nationen, das geistige Ringen um die Probleme, besonders in der dritten Hauptwoche des eigentlichen Kongresses usw. Dann folgt der wertvolle Text aller größeren Reden, ferner das Für und Wider in der Aussprache, die auf diesen Willensausdruck neuer Jugend in den verschiedensten Gruppen des In- und Auslandes folgte, schließlich der Nachhall in der in- und ausländischen Presse (ein Auszug aus etwa 100 Pressestimmen). Alles das ergibt eine solche Anregungsfülle, daß man diesen Kongreß der Vieltausend gewissermaßen von neuem erlebt**).

Wer unvoreingenommen ist und ein Verständnis für die Bedeutung der psychischen Faktoren in Welt und Leben hat, kann angesichts dieses neuen Zeugnisses nicht an der Tatsache vorbei, daß die „Realität des besseren Willens", an die Marc Sangnier glaubt, und die er der Welt seit sechs Jahren immer aufs neue und zu neuem Sporn vordemonstrieren will, vorhanden ist, daß er sie in dem Freundschaftsmonat von Bierville in einem wahrhaft bezwingenden Schauspiel hat vorführen können. Diese ganze Kundgebung für den Frieden, von gottesdienstlichen Handlungen und bedeutsamen Reden zweier Bischöfe eingeleitet und beschlossen, war ein internationaler Akt, der sofort in der Weltpresse und Weltmeinung als die bemerkenswerteste Friedensdemonstration der Nachkriegszeit bewertet wurde. Hinter dem ganzen Geschehen steht eine Triebkraft, die nicht mehr einzudämmen ist, und mehr als nur eine Sehnsucht, nämlich der zielklare und unbeugsame Wille kommender Generation, die den Friedensweg mit Einsatz aller Kräfte und kompromißlos zu Ende zu gehen entschlossen ist.

Solche Seelendinge mögen vielleicht von den Rechnern und Klüglern geflissentlich übergangen werden. Solche neuen Willensrichtungen aber nimmt der ernster, der bedenkt, daß die wahren Realitäten doch immer nur die Ideen sind, und der Geist, und die Entschlossenheit und Beharrlichkeit der Nachfolge, mit der lebendige

*) **Die Tage von Bierville.** Der VI. Internationale Demokratische Friedenskongreß, verbunden mit internationalem Freundschaftsmonat der Jugend im August 1926. Deutscher Bericht nach amtlichen Unterlagen und Zeugnissen von Freunden und Gegnern. Reich illustriert. Würzburg, im Werkbundverlag 1926. 2.50 M.

**) Eine Würdigung erfolgte in der CW 1926 Nr. 18.

Persönlichkeiten nach diesen Sternen greifen und im bergeversetzenden Glauben ernsthaft und opferbereit an die Erneuerung der Dinge aus neuem Geiste herangehen. So muß Marc Sangniers Aktion überhaupt gesehen werden. Sein Werk organisiert einen unendlichen optimistischen und unverdrossenen Kampf um eine neue öffentliche Meinung, die als Gegenmeinung den Haß- und Gewaltgeist aus den Köpfen und Herzen stoßen will. Diese wachsende Familie der entschlossenen Friedensfreunde in der Jugend aller Länder erwartet den Frieden nicht allein von Diplomaten und Politikern, sondern wird alles daran setzen, um bei sich selbst beginnend und auf ihre nähere und weitere Umgebung vordringend, die moralischen Vorbedingungen für den wahren Frieden zu schaffen. Erst beides: die innere Umkehr und die juristisch-technischen Werke bahnen einen wirklichen Friedenszustand in gebesserter und neugeordneter Welt.

Bonn Hermann Ruster

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die dreiteilige Schicht in der deutschen Eisenindustrie — Die Isolierung Sowjetrußlands und ihre Folgen für die Wirtschaftspolitik — Die Entwicklung der Industrielöhne in Sowjetrußland

Durch die Einrichtung des schiedsrichterlichen Verfahrens bei sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten ist die deutsche Wirtschaft am 1. August vor einem vielleicht schweren Arbeitskampf von weittragender Bedeutung bewahrt worden. Es handelt sich um die Frage der Arbeitszeit in der Eisenindustrie. Um die Situation richtig zu kennzeichnen, muß weiter ausgeholt werden.

Die Eigenart der Eisen- und Stahlgewinnung bringt es mit sich, daß kontinuierlich, d. h. ohne Unterbrechung gearbeitet werden muß. Die Hochöfen müssen dauernd in Brand bleiben, ebenso die Öfen, die zur Stahlbereitung dienen, daher können auch die Arbeiten, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Ofenbetrieb zusammenhängen, nicht unterbrochen werden. Diese Notwendigkeit erstreckt sich in manchen Fällen sehr weit in die Stahlbearbeitung hinein, da man immer mehr dazu übergeht, die Stahlblöcke nicht völlig erkalten zu lassen, sondern sie noch in glühendem Zustand zu Trägern, Schienen oder Draht zu verarbeiten, um die neue Erhitzung zu ersparen. Infolgedessen muß Tag und Nacht, Werktag wie Sonntag der Betrieb laufen. Daher wird in „Schichten" gearbeitet, ähnlich wie im Bergbau, wo die Kontinuierlichkeit des Betriebes allerdings den andern Grund der möglichsten Ausnutzung der zum Unterhalt einer Schachtanlage nötigen Kosten hat. Was nun die Arbeitszeit betrifft, so dreht sich die Frage um das Zwei- oder Dreischichtensystem. Sollen die 24 Tagesstunden zweigeteilt werden, so daß eine Schicht je 12 Stunden an der Arbeit ist, oder sollen sie dreigeteilt werden, so daß eine Schicht je 8 Stunden durcharbeitet. Die dreiteilige Schicht entspricht dem Achtstundentag in der übrigen Industrie und wird grundsätzlich von den Gewerkschaften erstrebt. Auch in andern Ländern wird die Schichtdauer in der Eisenindustrie stark umkämpft, so z. B. in den Vereinigten Staaten, wo vor einigen Jahren, nicht zuletzt durch Mitwirkung der Sozialausschüsse der Religionsgemeinschaften, eine staatliche Regelung im Sinne des Dreischichtensystems erzielt wurde. Inwieweit sie sich dort gehalten hat, entzieht sich meiner augenblicklichen Kenntnis.

In Deutschland war als Folge der Revolution die dreiteilige Schicht allgemein durchgeführt worden. Als aber gleichzeitig mit der Beendigung des Ruhrkampfes die Stabilisierung der Ruhreisenindustrie große Schwierigkeiten bereitete, erklärte sich die Arbeiterschaft infolge Vereinbarung mit den Arbeitgebergruppen im Dezember 1923 bereit, zum Zweischichtensystem zurückzukehren so, daß in jeder Schicht je 10 Stunden als Arbeitszeit galt und 2 Stunden nur als Anwesenheit an der Arbeitsstätte berechnet wurden. Im gleichen Monat, am 20. Dezember 1923 trat die im wesentlichen heute noch gültige Arbeitszeitverordnung in Kraft, deren § 7 die Überschreitung der täglichen Arbeitsdauer von 8 Stunden für solche Arbeiterkategorien verbietet, die unter besonders erschwerten, körperlich anstrengenden und gesundheitsschädlichen Verhältnissen zu arbeiten haben. Dazu gehört auch die Arbeit vor großen Feuern und bei großer Hitze, also auch die Arbeit eines Teiles der Belegschaft von Eisen-Hüttenwerken. Die hier in Betracht kommenden Arbeiter erklärten, auf die ihnen nach erwähntem Paragraphen zustehende Erleichterung solange verzichten zu wollen, bis die Eisenproduktion die Schwierigkeiten infolge des Ruhreinbruchs und der Stabilisierung überwunden habe. So wurde bereits vor zwei Jahren vom 1. April 1925 an für die unmittelbar am Hoch- oder Stahlofen tätigen Arbeiter zum Dreischichtensystem übergegangen — eine menschliche Notwendigkeit, die der sofort einsieht, der einmal auch nur einige Minuten die wahnsinnige Hitze und das nur durch dunkle Brille direkt beschaubare intensive Licht einer glühenden Erzmasse auf sich hat wirken lassen. Von 19 177 Hochofenarbeitern standen im Dezember 1926 nur 7596 in Dreistundenschicht. Nun aber sind die in Gießereien, Walz-, Hammer- und Puddelwerken tätigen Arbeiter der Überzeugung, daß die Lage der Eisenindustrie sich soweit gebessert habe, daß auch für sie die Vergünstigung des § 7 der Arbeitszeitverordnung in Kraft treten könne. Auch das eine menschliche Notwendigkeit für den, der gesehen hat, welcher Grad von Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit von einem Arbeiter im Drahtwalzwerk bei größtem Lärm und größter Hitze gefordert wird.

Nun sträubten sich die Arbeitgeber nicht prinzipiell gegen die Einführung der dreimal Achtstundenschicht, nur waren sie der Ansicht, daß sich die Eisenindustrie noch nicht soweit erholt hätte und forderten eine Vorbereitungszeit für die notwendige Umstellung von 2—3 Jahren; frühestens könne die dreiteilige Schicht, wenn nicht unvorhergesehene Umstände einträten, vom 1. Januar 1930 an durchgeführt werden. Eine Durchführung vom 1. August d. J. an sei undiskutierbar. Die Maßnahme bedinge eine Neueinstellung von 40 bis 50 % der in Frage stehenden Arbeiterkategorien, im Ganzen etwa 18 000 Mann, darunter viele Gelernte und hochqualifizierte Arbeiter, die zur Zeit gar nicht zur Verfügung stünden. Außerdem würde das Lohnkonto so unerträglich belastet, daß es ohne Erhöhung des Eisenpreises nicht getragen werden könnte. Das erschwere aber die Auslandskonkurrenz und den Absatz im Innern, wo die weiterverarbeitende Industrie in ihren Schwierigkeiten eine Erhöhung der Preise nicht ertragen könne. Die Werke hätten erstmals im Geschäftsjahr 1925/26 eine Dividende, und das nur eine bescheidene, zahlen können. Die Werkverbesserungen hätten mit Auslandskapital durchgeführt werden müssen, das man mit 10 % zu verzinsen und zu amortisieren gezwungen sei. Vielfach hätten die Rationalisierungen nur in Zusammenlegungen bestanden, zur weiteren Mechanisierung fehle das Kapital, das jetzt nicht schnell beschafft werden könne. Die Hüttenwerke der Vereinigten Staaten arbeiteten zwar in Achtstundenschicht, aber ihnen sei eine weitere Ausnützung des Sonntags gestattet, vor allem könnten sie hohe Inlandspreise fordern und dadurch auf dem Auslandsmarkt besser konkurrieren. Frankreich habe den Achtstundentag zwar gesetzlich durchgeführt, aber man wisse nicht, inwieweit er tatsächlich innegehalten würde. Ebenso bestehe in Luxemburg und Saargebiet die Achtstundenschicht, aber dort seien die Löhne niedriger; dort würden (für 8 Stunden) 127 bzw. 144 Mark, im Ruhrgebiet dagegen 228 Mark (für 12 Stunden) monatlich bezahlt. Eine Einschränkung der Arbeitszeit bei gleichem Lohn würde daher die Konkurrenz unmöglich machen. Mindestens müßte der Lohn nach Stunden, nicht nach Schichten berechnet werden, so daß die Arbeiterschaft ein Stück Lohnausfall mit in Kauf nähme. Auf demselben Standpunkt steht übrigens auch die „Soziale Praxis", die Heyde, der im Reichswirtschaftsrat sitzt, herausgibt (1927, Sp. 730). Endlich würde die Arbeitszeitverkürzung in der Hüttenindustrie auch eine solche im Bergbau nach sich ziehen, nämlich die Sieben-, statt jetzt Achtstundenschicht. Dieser Umstand würde zum Eisen auch noch die Kohle verteuern, damit den Absatz einschränken und die Lebenshaltung erschweren, endlich erneute Arbeitslosigkeit nach sich ziehen.

Diesen Argumenten wird von den Gewerkschaften entgegengehalten: Die Berechnung der Neueinstellungen sei übertrieben. Es müßten, statt 50, nur 25 % Neueinstellungen, also von etwa 9000 Mann erfolgen. Die Mehrausgabe an Löhnen würde durch den Fortfall der Entschädigung für Überstunden erniedrigt. Außerdem habe die Eisenindustrie eine günstige Konjunktur hinter und vor sich. Die Rationalisierung habe die Arbeitsleistung des einzelnen Mannes so ergiebig gemacht, daß der Lohnanteil an den Herstellungskosten vom Dezember 1926 bis zum Februar 1927 von 4,27 auf 3,89 Mark pro Tonne zurückgegangen sei. Die Vereinigten Stahlwerke, die etwa 75 % der in der Eisenindustrie tätigen Arbeiter beschäftigen, hätten 1926, wo die Konjunktur schlechter stand als jetzt, eine Halbjahrsdividende von 24 Millionen ausgezahlt, in welcher Summe gewiß nicht alle Gewinne enthalten seien. Die Mehrbelastung durch Arbeitszeitverkürzung würde samt den Sozialiasten jährlich etwa 20 Millionen betragen, so daß immer noch eine befriedigende Gewinnmöglichkeit bleibe. Weiter sei die Herstellungstechnik noch sehr zu vereinfachen, jedenfalls würde die Arbeitszeitverkürzung zur weiteren Rationalisierung zwingen. Schließlich wird gesagt: in allen wichtigen eisenerzeugenden Ländern bestehe die Achtstundenschicht. Wird sie nicht auch in Deutschland durchgeführt, würden die Arbeitgeber dieser Länder ihrerseits versuchen zur zweiteiligen Schicht zurückzukehren, was einen sehr schlimmen sozialpolitischen Rückschritt bedeute. Kurzum, die Arbeiterschaft hätte mehrere Jahre die Last erhöhter Arbeitszeit unter schweren Verhältnissen auf sich genommen, bei der heutigen Lage der Eisenindustrie sei es Zeit, daß die Arbeitgeber ihr damals gegebenes Versprechen einlösten, zur dreiteiligen Schicht für die schwerarbeitenden Kategorien zurückzukehren, das sei wirtschaftlich möglich.

So steht Meinung gegen Meinung. Es ist zu beachten, daß der Anstoß zur Einführung des Dreischichtensystems nicht unmittelbar von der Arbeiterschaft, sondern vom Arbeitsausschuß des Reichswirtschaftsrates nach langen und sorgfältigen Untersuchungen ausgeht; er wurde natürlich von den Gewerkschaften mit Freuden aufgenommen. Für den 13. Juli hatte der Arbeitsminister zu paritätischen Verhandlungen eingeladen, die ergebnislos verliefen. Darauf wurde die Verordnung dem Reichskabinett vom 14. Juli vorgelegt, das in einzelnen Punkten noch weiter als der Reichswirtschaftsrat ging. Danach soll ab 1. Januar 1928 das Dreischichtensystem für die erwähnten Arbeiterkategorien in Kraft treten (also nach fünfmonatiger Vorbereitungszeit); schwachen Betrieben kann auf begründeten Antrag eine weitere begrenzte Vorbereitungsfrist gewährt werden. Die Gestaltung des Lohnes bleibt dabei noch unklar; aber damit ist der Ausbruch eines Arbeitskampfes in der Eisenindustrie vorläufig vermieden. Das ist ein gewaltiger sozialpolitischer Fortschritt, und ich bin persönlich der Überzeugung, daß er, wie so viele frühere, sich auch wirtschaftlich wird tragbar erweisen.

*

Im Verlauf der letzten Monate ist Sowjet-Rußland stark in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Zwar verlieren die russischen Verhältnisse mit steigender Klarheit der Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Lage an kommunistischer Romantik — man erkennt, daß die kommunistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen —, aber man frägt mit Spannung: Was werden die Russen angesichts der für sie veränderten Lage tun?

Man unterscheidet in der russischen Wirtschaft den „Kriegskommunismus" 1918 bis 1921, von da begann eine neue Periode, die gekennzeichnet ist durch Freigebung des Kleinhandels und eines Teils der Großindustrie, durch Anleihen aus kapitalistischen Ländern und durch kapitalistische Konzessionen im eigenen Lande, aber unter Aufrechterhaltung der Planwirtschaft, des Außenhandelsmonopols und der Einbehaltung der entscheidenden Teile der Großindustrie, um mit ihrer Hilfe die Gesamtwirtschaft zu regulieren. Diese neue Wirtschaft zeigt, zumal unter Heranziehung des neuen Eigentumsrechts, das deutliche Bestreben, der Wirtschaft Freiheit zu gewähren, aber nur bis zu der Grenze, wo die Entstehung eines neuen mächtigen Privatkapitalismus möglich sein könnte. Die neueste Lage ist gekennzeichnet durch den Bruch mit England, damit das Versiegen wichtiger Kredit- und Absatzquellen, und durch starken wirtschaftlichen Prestigeverlust bei den westlichen Geldgebern. Ereignisse, wie die Bankerotte der Mologa und im Anschluß an sie der Freiburger großen Firma Himmelsbach, die zwar nicht allein, aber doch auch eintraten, weil zu große Hoffnungen auf Rußlands wirtschaftliche Bedeutung gehegt wurden, werfen grelle Schlaglichter: Stärker als in den letzten Jahren ist Rußland auf sich selbst angewiesen.

Im ganzen bedeutet die Wirtschaftspolitik Rußlands in den letzten Jahren einen zweifellosen Erfolg. Sie hat die Industrie im wesentlichen auf den, allerdings nicht sehr hohen, Friedensstand gebracht. Die in Gang gesetzten Großbetriebe sind mehr und mehr gewachsen: von 8636 im Jahre 1922/23 auf 10 034 im Jahre 1924/25. Sie beschäftigten 1925/26 2,4 Millionen Arbeiter, das ist 94,9 % der Vorkriegszeit. Die Produktionsmenge macht zwischen 90 und 100 % der Vorkriegszeit aus bei allerdings vielfach verschlechterter Qualität. Das sind nach Krieg, Revolutionschaos und Mißernten gewaltige Leistungen. Am 1. Oktober beginnt jeweils das neue Wirtschaftsjahr. Die Leitartikel der maßgebenden russischen Zeitungen sind bestrebt, große Erwartungen zu dämpfen. Sie weisen auf die Schwierigkeiten hin, die durch die Einschränkung ausländischer Kreditbeschaffung entstehen. Aus den Quellen der eigenen Wirtschaft müssen Reserven gesammelt werden, um die Wirtschaft über den Vorkriegsstand hinauszutreiben; das werde ein sehr langsamer, mühsamer Weg sein, zumal wo die außenpolitische Lage den Ausbau der Wehrkraft erfordere. Auch müsse man wieder mit einer Mißernte rechnen. Diese Schwierigkeiten sind nur durch Senkung der Selbstkosten der Produktion und Einschränkung der Verwaltungskosten, überhaupt durch Sparsamkeit auf allen Gebieten zu überwinden. Mit besonderer Vorsicht sei die Inangriffnahme großer neuer Arbeiten, wie des Wolga-Don-Kanals und industrieller Neuanlagen, zu behandeln. Vorsicht ist auch geboten in der Behandlung der Bauernschaft. Die gegenwärtig herrschende Richtung, die sich um Stalin und Bucharin gruppiert, ist auf größte Schonung der Bauern eingestellt, während die Opposition um Trotzki und Sinowjew die „internationale Preisschere" durch die „innere Preisschere" mildern will. Das soll heißen: Die Erzeugnisse der russischen Industrie, die zu 95 % im eigenen Lande, namentlich in der Landwirtschaft, abgesetzt werden, sind teurer als die Landprodukte. Nach Trotzki soll ihr Preis noch mehr erhöht werden, um so Werte aus der Bauernschaft herauszuziehen, mit ihrer Hilfe die Akkumulation von Kapital zu beschleunigen und durch Mechanisierung die industrielle Produktion zu verbilligen, wodurch die Produktionskosten denen der westlichen Industrie angeglichen werden sollen — ein Verfahren, das wahrscheinlich fehlschlagen und die Sympathie der Bauern verscherzen wird, deshalb als gefährlich für den Bestand der Sowjets vom Zentralkomitee abgelehnt wurde. Die dringend notwendige Kapitalbeschaffung muß auf mühsamere, langsamere, aber sicherere Weise betrieben werden. (Vgl. dazu den interessanten Aufsatz: Die „Opposition" in Sowjetrußland, Frankf. Ztg. Nr. 556.) Darauf scheint sich das neue Wirtschaftsjahr einzurichten.

Auf die Folgen des Abbruchs der Beziehungen zwischen England und Rußland wurde schon hingewiesen (CW Sp. 584 f.). Nachgetragen sei noch, daß, wie von mir verschiedentlich vermutet, in der Tat während des englischen Kohlenbergarbeiterstreiks Beziehungen zwischen der englischen und russischen Arbeiterschaft bestanden in Form eines englisch-russischen Komitees, einer Art Gewerkschaftsallianz. Diese ist allerdings bereits in die Brüche gegangen. Während innerhalb der Amsterdamer Internationale die Engländer den Boden für die Einbeziehung der russischen Gewerkschaften zu bereiten versuchten und sie, die ehedem den rechten Flügel darstellten, nun den linken bildeten, haben verschiedene Ereignisse die Einstellung der Engländer verändert: 1. Der Ausgang des Bergarbeiterstreiks verurteilte die radikale Taktik und zerstörte die Sympathie der englischen Arbeiter für die Russen. 2. Die englischen Konservativen gewannen bei der Wahl einen großen Teil des Kleinbürgertums mit dem Hinweis auf das Einverständnis der Labour-Party mit den Sowjets; sie operierten mit dem Bolschewistenschreck. 3. Die englischen Arbeiter unternahmen keine energische Aktion gegen den Abbruch der Beziehungen mit den Sowjets, was wieder Tomski, den Führer der russischen Gewerkschaften veranlaßte, seinerseits in einem scharfen Artikel die Beziehungen zur englischen Arbeiterschaft aufzuheben, das russisch-englische Gewerkschaftskomitee zu sabotieren und damit in Wirklichkeit aufzulösen. Das Verhältnis der Amsterdamer Internationale zu den russischen Gewerkschaften ist heute dies: Erstere verweigert letzteren den Zutritt nicht, will sie aber nur unter der Bedingung zulassen, daß sie sich restlos der Tradition Amsterdams unterwerfen; denn sie wollen keine kommunistische Sprengzelle unter sich. Damit ist die russische Arbeiterschaft von der westlichen isoliert. — Eine ähnliche Isolation oder ein „Hinauswurf" vollzog sich, wie bekannt, in China. Dort hoffte Stalin, gegen Trotzki, die internationale Revolution zu einer kommunistischen Agrarrevolution voranzutreiben. Das ist gänzlich mißlungen. Die Chinesen denken nicht an Kommunismus, sondern an nationale, von Europa, auch von Rußland, unabhängige Selbständigkeit. Das Fiasko wurde deutlich durch den Austritt des kommunistischen Landwirtschaftsministers Tang Ping-schang aus der nationalen Regierung, und neuerdings stellt die „Prawda", das russische Regierungsorgan, die Forderung, sich von der nationalen Regierung zu lösen und andere Wege des Kampfes für Sowjet in China zu suchen. — So vollzog sich (wie schon auf der Weltwirtschaftskonferenz) in den letzten Monaten von allen Seiten die Isolierung Rußlands; es ist auf Selbsthilfe angewiesen, weiß das und sieht mit offenen Augen in bewundernswürdiger Sachlichkeit ohne Illusionen der Zukunft entgegen.

Ein deutliches Bild der Entwicklung Rußlands gibt ein Überblick über Gestaltung der Löhne seiner Arbeiterschaft, deren Kenntnis ich der „Sozialen Praxis" 1927 Sp. 747 ff. entnehme. In der Periode des Kriegskommunismus waren die Löhne gänzlich unzureichend. Eine zuverlässige Statistik existert nicht. Sie setzten sich zusammen aus kommunalen Naturalleistungen, dem Arbeitspajok, d. i. der unentgeldlichen Gewährung von Wohnung, Licht, Wasser und Brot, und einer geldlichen Leistung, die im Monatsdurchschnitt 1918 4,73; 1919 1,40; 1920 0,49 Warenrubel betragen haben soll. Der Warenrubel, der heute noch bei der Lohnrechnung in Gültigkeit ist, soll den Reallohn zum Ausdruck bringen. Er bezeichnet die Kaufkraft für eine bestimmte Menge von im Arbeiterhaushalt notwendigen Waren, und zwar soviel, als man vor dem Kriege für einen Rubel kaufen konnte. Der Vorkriegslohn eines russischen Arbeiters entspricht etwa 30 Moskauer Warenrubeln monatlich; er mußte damals als recht niedrig gelten. Mit der Entstehung der neuen Wirtschaftspolitik veränderte sich auch das Arbeitsverhältnis zum freien Vertrag. Die Arbeiter organisierten sich in Gewerkschaften. 1924 standen 74 %, 1926 87 % der gesamten Arbeiterschaft in einem überwiegend kollektiven Arbeitsvertragsverhältnis. Die Löhne zeigten eine rapid steigende Entwicklung. 1924 waren etwa $^2/_3$ des Vorkriegsstandarts erreicht; Herbst 1925 erreichte der Fabrikarbeiter 96 % des Friedenslohnes. Die Winterhalbjahr 1925/26 einsetzende Teuerung drückte dann den Reallohn, um in den Monaten Juli—September 1926 wieder zu steigen und bis zur Gegenwart auf demselben Niveau zu verharren. Im ersten Quartal 1926/27 betrug der Durchschnittslohn 30,67 Warenrubel monatlich, also der Friedensstand, davon Bergbau 32,59; Metall- 35,72; Textilindustrie 24,87 Warenrubel. Im einzelnen aber ist das Bild der Lohnverteilung sehr buntscheckig und weist ganz krasse Unterschiede auf. So besteht eine große Differenz zwischen den in den Hauptstädten und den in der Provinz gezahlten Löhnen. Monatsdurchschnitt zur selben Zeit in Moskau 36,80, in Leningrad 34,46, in der Provinz 29,59 Warenrubel. Der Akkordlohn gewann immer mehr Raum gegenüber dem Zeitlohn, und da ergibt sich die weitere große Differenz zwischen hochbezahlter, gelernter Akkord- und ungelernter Zeitlohnarbeit. Erstere erhalten nicht selten Zuschläge von 100 bis 118 %. So schwankt der Lohn etwa der Schlosser in den Putilowwerken so, daß der eine 80, der andere 175 Tscherwonjetzrubel im selben Monat verdient. Die überwiegende Mehrzahl der russischen Arbeiter erreicht das Durchschnittslohnniveau nicht, viele sogar nur die Hälfte. Die Frauenlöhne sind im Verhältnis zu dem der Männer höher als in der Vorkriegszeit; sie betrugen 1926 etwa 65,5 %; besonders günstig bezahlt sind die Leningrader Schneiderinnen mit 76 % der Männerlöhne.

Alles in Allem ein sprunghafter Aufstieg bis zum jetzt erreichten, allerdings, am Westen gemessen, nicht sehr hohen Grade. Wie in der Wirtschaftspolitik, so wird auch von den Gewerkschaften auf die Verlangsamung des Lohn-Tempos vorbereitet. Die Frage ist jetzt die: Hat die Sowjetrepublik die Kraft, über die Grenze hinauszuführen, die auch das zaristische System erreicht hatte? Soviel ist sicher: der weitere Fortschritt wird sich langsam vollziehen ohne Hilfe von außen, die bei der heutigen Isolation Rußlands sehr spärlich geworden ist. Das wirtschaftliche Gesamturteil über Rußland dürfte wohl, kurz gesagt, das sein:

Ein Land mit unerschöpflichen Möglichkeiten, als solches imstande, seine Bevölkerung auf einfacher Kulturstufe zu ernähren, deshalb unverwüstlich. Es hat aber, wenn es nur auf eigene Hilfsquellen angewiesen ist, schwer und zähe zu kämpfen, um das kulturelle Niveau auf das der westlichen Länder zu heben. Und die Frage ist, ob die Sowjets in dieser Hinsicht mehr und Besseres zu leisten imstande sind, als die zaristische Regierung geleistet hat. Was wir in den deutschen und englischen Zeitungen über die Erfolge und den Wert des russischen Wirtschaftssystems lesen, ist viel zu schnell und leicht fertig mit dem Urteil. Mir scheint, daß die Sowjets bewiesen haben, ebensoviel zu Wege bringen zu können wie die zaristische Wirtschaftspolitik. Das ist wenig — die eigentliche Kraftprobe beginnt erst jetzt, wo es sich darum handelt, mehr zu leisten.

Marburg Georg Wünsch

Vom neuen Singen

4. Neue Liederbücher

Nun kommt zum Schluß ein Abschnitt, der auch am Anfang berechtigt gewesen wäre: die neuen Liederbücher. Also nun endlich etwas, was sich an alle die wendet, die nicht eine Singstunde halten wollen, sondern auf Fahrt oder im Nest einfach „singen" wollen. Sie sollen nicht zur kurz kommen. Es gibt auch hier einiges Neue, und es lohnt schon, sich auch über dies Gebiet einen Überblick zu verschaffen.

Um zu dem einstimmigen Liederbuch zu kommen, müssen wir zunächst noch einige zum Teil mehrstimmige Liederbücher und -hefte besprechen, die mit ihren neuen Sätzen aus dem unmittelbaren Leben unserer Zeit hervorgegangen sind.

Deutsche Lieder vergangener Jahrhunderte. Für drei Stimmen in polyphonem Satz. Von Walter Rein. Heft 1: Weltliche Lieder. Wolfenbüttel, Kallmeyer-Verlag 1925 (Beihefte zum „Musikanten", Nr. 9). Dritte erweiterte Auflage. 64 S. 1.60 M.

Heft 2: Geistliche Lieder. Ebenda 1927. (Beihefte, Nr. 11.) 51 S. 1.40 M.

Steht auf, ihr lieben Kinderlein. Chorsätze nach eigenen Weisen. Von Armin Knab. Ebenda 1925. (Beihefte, Nr. 6.) 47 S. 1.50 M.

Die Geschichte, die Walter Reins „Deutsche Lieder" seit ihrem ersten Erscheinen 1922 bis zu der vorliegenden dritten Auflage durchgemacht haben, ist ein Zeichen einmal für die Lebendigkeit Reins, der immer wieder ausgemerzt und verbessert hat, dann aber auch für die freudige Aufnahme, die diese Lieder in der singenden Jugend gefunden haben. Überall konnte man die zumeist für gleiche Stimmen geschriebenen Sätze hören, in denen die alten Weisen in einem der alten Polyphonie angeglichenen neuen Satz erscheinen. Diese schwierige Aufgabe ist hier in glücklicher Weise angefaßt und gelöst worden, so daß die Lieder auch in der neuen Gestalt — ein 2. Heft: Geistliche Lieder bringt soeben die übrigen Sätze — ihre Sänger finden werden.

Die Chorlieder von Armin Knab tragen einen andern Charakter. Sie sind moderner. Neben Texten der alten Volkslieder und solchen aus Des Knaben Wunderhorn nehmen Eichendorff und Brentano einen breiteren Raum ein; auch Richard Dehmel ist vertreten. Einer solchen Auswahl entsprechen die Weisen, die Knab sämtlich neu geschaffen hat. Sie sind drei- und vierstimmig gesetzt, die dreistimmigen für Frauen- oder Mädchenchor. Und sie tragen einen durchaus eigenen Charakter. In völliger Loslösung von der alten, zum Teil bekannten Weise übertragen sie die Lieder in modernes Empfinden; da dies mit wirklichem Können geschieht, verdient es Anerkennung und Beachtung.

Nach diesen Beiheften mag der „Musikant" selbst zu Wort kommen.

Der Musikant. Lieder für die Schule. Herausgegeben von Fritz Jöde. Ebenda 1926. 406 S. (Ausgabe auf Dünndruckpapier zu empfehlen.) Geb. 6.50 M. Auch in 6 Heften zu je 64 S. und 1 M.

Hier ist ein ursprünglich für die Schule gedachtes, heute aber weit über die Grenze verbreitetes Liederbuch geschaffen, das gerade in seinem schulmäßigen Aufbau sehr tauglich und brauchbar ist. So führt die Folge der Hefte vom Einfachen zum Komplizierten, und es steht Jedem frei, mit dem Heft anzufangen, das seinem Können entspricht.

Heft 1 bringt Kinderlieder und Spiele, teilweise mit einem Melodieinstrument. Da findet man allerlei Vertrautes und manches Neue und ist erstaunt, wie vielerlei bei solchem Sammeln sich zusammenfindet: Vorzumachen und mitzuspielen, Kreis- und Reihenspiele, Zum Tanzen und Pfeifen, Im Zwiegesang, Zum Kindelwiegen, Zu Scherz und Spaß, Alte und neue Anfingelieder, Ein feierlich Lied, Für die Weihnachtszeit. — Diese Überschriften geben schon einen Eindruck von dem netten Heft.

Heft 2 enthält bunte Lieder, hin und wieder mit freieren zweiten Stimmen und mit Instrumenten. Unter den Überschriften Zu Tanz und Spiel, Mären und Schnurren, Lob der Stände, Im Freien, Von Pflanzen und Tieren, Noch ein Strauß Weihnachts- und Wiegenlieder — kommen nun gelegentlich schon einige Lieder, die mit zweiter Stimme, mit Laute oder andere mit Geige oder Flöte begleitet werden können.

Heft 3 fährt fort mit alten und neuen Liedern, für Einzel-, Wechsel- und Chorgesang. Hier finden wir die alten und neueren Volkslieder, einstimmig oder mit begleitender Stimme, auch mit begleitenden Instrumenten; dann die herrlichen — meist einstimmig und nur so zu singenden — Lieder der Minnesänger; geistliche Lieder bis hin zu Paul Gerhardts „Geh aus, mein Herz" mit Harders jubilierender Flötenstimme; endlich einige Kunstlieder zum Klavier von Mozart bis zu Brahms.

Heft 4 bringt Volks- und Kunstlieder, meist in polyphonem Satz mit und ohne Instrumentalbegleitung. Dies ist wohl dasjenige Heft, dem man am häufigsten begegnet. Vor Allem die zweistimmigen Sätze zu alten Volksliedern von Fritz Jöde und Walter Rein haben eine Zeitlang ganz auffallend das Singen in der Jugendbewegung beherrscht. Daneben finden sich Sätze von anderen Neueren; aber auch altes Gut: einige Bicinien (siehe oben Nr. 16 Sp. 774), Johann Walthers wuchtiger zweistimmiger Satz „Ein feste Burg", Heinrich Alberts „Du mein einzig Licht" für drei Stimmen, um nur einige zu nennen.

Heft 5 führt diese Linie weiter. In den Abschnitten: Die Zeit der Polyphonie, Das Generalbaß-Zeitalter, Die Zeit Bachs und Händels, und Die Klassiker in der Musik — führt das Heft von den Bicinien bis zu Heinrich Kaminski. Auf allerlei alte Zwiegesänge (Rhau, Josquin de Pres, Lassus, Praetorius) folgen die mehrstimmigen Praetorius, Scheidt, Schütz, Händel, Mozart, Beethoven, Schubert, Reger u. A. in Sätzen mit und ohne Instrumentalbegleitung. Von diesem Heft kann man getrost sagen, daß man es nie müde werden wird. Ich brauche nur an Praetorius' von keinem andern erreichten vierstimmigen Satz „Es ist ein Ros entsprungen" zu denken oder an Schützens voll lobenden 95. Psalm, oder um Weltliches zu nennen, an die beiden dreistimmigen von Schein „Viel schöner Blümelein" und „Wohlauf, du edle Lyr".

Heft 6 ist J. S. Bach gewidmet. Es enthält ein- und mehrstimmige Gesänge mit und ohne Instrumentalbegleitung: Deutsche Choräle, Teile aus größeren Chorwerken, aus geistlichen und weltlichen Kantaten, Einiges aus dem „Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach" und eine ganze Reihe Gesänge, zumeist für eine Stimme mit Instrumenten, aus Schemellis Gesangbuch. Auch dies Heft stellt eine gute Auswahl aus der Fülle Bachscher Musik dar.

Als eigentliches Liederbuch erscheinen die Lieder des „Musikanten" auch einstimmig:

Musikantenlieder. Das einstimmige Liederbuch für Schule und Haus. Herausgegeben von Fritz Jöde. Ebenda 1925. 320 S. (Ausgabe auf Dünndruckpapier zu empfehlen.) Geb. 5.50 M. Auch in neun Heften zu je 32 S. und 50 Pfg.:

Heft 1: Über dem Alltag (geistliche Lieder).
„ 2: Kindelein zart (Kinder- und Wiegenlieder).
„ 3: Auf freier Straßen (Marsch- und Wanderlieder).
„ 4: Aus alten Tagen (Erzählende Lieder).
„ 5: Alleweil lustig (Scherz- und Tanzlieder).
„ 6: Stand und Bund (Stände- und Bundeslieder).
„ 7: Viel schöner Blümelein (Naturlieder).
„ 8: Alles um Liebe (Liebeslieder).
„ 9: Eia Weihnacht (Weihnachts- und Neujahrslieder), siehe oben Nr. 13 Sp. 632.

Während ein ausführliches Inhaltsverzeichnis auf gute Bearbeitungen der Lieder hinweist, bringt das Buch selbst nun den Schatz der Musikantenlieder als schlichter Lieder heraus. Was das bedeutet, braucht nach der Besprechung des „Musikanten" kaum noch gesagt zu werden: es ist eine Sammlung des Besten, was unser Volk bei heiterem und ernstem Anlaß gesungen hat und noch heute singt und — viel mehr singen sollte.

Neben diesem Liederbuch des Kallmeyer-Verlages steht, im Grunde ähnlich und doch charakteristisch von ihm unterschieden, das des Bärenreiter-Verlags:

Die Finkensteiner Blätter. Ein lebendiges Liederbuch für Jugend und Volk. Herausgegeben von Walther Hensel. Augsburg und Kassel, Bärenreiter-Verlag. 1. Jahrgang 1923/24, 2. 1924/25, 3. 1925/26. Je 100 S. 2.80, geb. 3.80 M. Auch in (je 12) Einzelheften zu 8 S. und 20 Pfg. Vom 4. Jahrgang 1926/27 bisher 10 Hefte.

Durch diese Art des Erscheinens wollen die Hefte ein Liederflugblatt sein: „durch das wir wieder allmählich zu den alten Quellen heimischen Volksgesanges zurückfinden möchten". Sie stehen bewußt im Dienst „einer geistigen Wiedergeburt unseres Volkes durch sein Lied". Dieser Wille zum Volk und für das Volk ist einer der charakteristischen Züge des Liederbuchs. Schon sein Name deutet darauf hin: Finkenstein ist eine deutsche Siedlung im Schönhengstgau im böhmisch-mährischen Grenzwald. Diesem Namen entsprechend, machen die Blätter es sich vor allem zur Aufgabe, das alte Liedgut der deutschen Grenzgebiete und Sprachinseln dem ganzen Volk zu erhalten. Da finden wir Lieder aus Franken und dem Böhmerwald, von Deutschen aus Mähren, Kärnten, Krain, Salzkammergut; Lieder, die zumeist durch die rege Sammelarbeit Walther Hensels entdeckt wurden und die in der Tat einen Schatz volkstümlichen Singens darstellen. Es sind Wanderlieder — wie das frische fränkische Innsbrucklied „Auf, du junger Wandersmann", mit dem die Hefte beginnen — Sommerlieder, Tanz- und Spiellieder, Liebeslieder, Wiegenlieder, Morgen- und Abendlieder, dazu altkirchliche und altprotestantische Choräle zu unsern großen Festen und manch Anderes. Jedes Heft ist in sich geschlossen und nach einem gemeinsamen Inhalt zusammengestellt. Eine Seite des Heftes enthält in der Regel eine knappe und gute Unterrichtung über die Lieder, ihren Ursprung, ihre Art, über das Singen, über andere ähnliche Lieder (die ältesten Weihnachts- und Osterlieder, den gregorianischen und den evangelischen Choral) u. A. m.

So erfährt man vielseitige Bereicherung aus diesen Blättern. Vor Allem durch das Bekanntwerden mit Liedern, die im Grenzland ein verstecktes Leben geführt haben, und die nun in die alte Heimat zurückkehren. Dazu kommen Lieder aus deutschen Landen bis zurück zu Walter von der Vogelweide, dazu die altkirchlichen Gesänge, die beide stets in Urtext und Übersetzung gebracht werden. Die Genauigkeit, die Hensel hier walten läßt, hebt sich vorteilhaft ab von der Art, wie Jöde gelegentlich die Texte behandelt. Vergewaltigungen wie die deutschen Textunterlegungen unter zwei der schönsten Kanons, Cherubinis Lachkanon und den englischen Lockkanon (Der Kanon, S. 218 und 273), oder wie die Veränderung des alten „Da trunken sie die liebe lange Nacht" in — man lache

nicht! — „Da sangen sie ...“ (Alte weltliche Lieder, S. 41) sind mir bei Hensel nicht begegnet. Ich möchte den wohltuend philologischen Zug in seinen Veröffentlichungen als zweites Charakteristikum bezeichnen.

Als ein drittes ist die Art der mehrstimmigen Liedsätze zu nennen. Sie sind zumeist schlicht und volkstümlich, ob sie nun von Adolf Seifert („Der Mond ist aufgegangen“ in 2,2; „Vom Himmel hoch“ in 4, 3/4 u. A.), Werner Gneist oder Hensel selbst stammen. Während alte Sätze nur selten eingeflochten sind (leider!), nehmen Hensels eigene Sätze einen übermäßig breiten Raum ein. Mag das seine Begründung darin haben, daß einstimmige Lieder nicht ins Volk dringen; — uns scheint die Bedeutung dieser Liederblätter nicht so sehr in den neuen Sätzen zu liegen als vielmehr in dem alten Liedgut, für dessen Erhaltung wir Hensel Dank schulden. Wo man diesen Liedern schon heute bei der singenden und wandernden Jugend begegnet, da zeigen sie die Berechtigung und die Aufgabe dieser Liederblätter.

Es ist zum Schluß noch auf zwei Liederbücher hinzuweisen, die für bestimmte Gruppen der Jugend bestimmt, in jüngster Zeit unter dem deutlichen Einfluß der Musikbewegung in neuer Gestalt herausgekommen sind.

BK-Lieder. Ein Jahrtausend deutschen Liedes. Herausgegeben von Paul Sturm. Mit Bildern von Hans Thoma. Barmen, BK-Verlag Emil Müller 1927. 480 S. Geb. 3 M.

Was singet und klinget. Lieder der Jugend. Im Auftrage des Bundes deutscher Jugendvereine neu bearbeitet und erweitert von Rudolf Nenninger. Mit Zeichnungen von Walther Rehn. Wülfingerode-Sollstedt, Treueverlag 1926. 516 S. Geb. 4.50 M. und 7.50 M.

Beide Liederbücher haben ihre Gestalt seit der letzten Auflage gewandelt. Der Inhalt ist gesichtet und wertloser Ballast über Bord geworfen. Wenn man trotzdem in beiden noch Lieder findet, die man selbst gern missen oder vielleicht gern ausmerzen möchte, so muß man sich klar machen, daß diese Liederbücher für ihre bestimmten Kreise da sind — das eine für die Bibelkreise unter Schülern höherer Lehranstalten (BK), das andere für den Bund deutscher Jugendvereine (BDJ) —, deren jeder seine eigene Geschichte und sein eigenes Traditionsgut hat. Um so erfreulicher ist es, wenn man in den BK-Liedern neben dreistimmigen Sätzen des Herausgebers und Hermann Stephanis solche von Walther Hensel und Walter Rein, dazu eine ganze Anzahl aus Jödes Sammlung erworbener Kanons entdeckt. Hier zeigt sich deutlich die im Vorwort dankbar anerkannte Auswirkung der neuen Musikarbeit. Sicherlich wird sie an der weiteren Ausgestaltung des Liederbuchs in Zukunft noch stärker zu Tage treten.

„Was singet und klinget“ verdankt seine mehrstimmigen Sätze seinem Mitarbeiter Bernhard Scheidler. Hier ist die Auswahl, die die neue Ausgabe trifft, und die überwiegende Mehrzahl einstimmiger Sätze, hinter denen die mehrstimmigen zurücktreten, ein erfreuliches Zeichen der Einsicht in die Aufgabe eines solchen Liederbuches. Dabei findet sich Manches, was erst in jüngster Zeit wieder bekannt geworden ist — sei es nun durch die Gesangbuchreform oder durch die Musikveröffentlichungen — und was sich in dem Rahmen eines solchen Buches gut ausnimmt. Wir wollen ihm wünschen, daß es auf diesem Wege weiter fortschreitet und — bei seinem nächsten Erscheinen einen Illustrator findet, der der schlichten und unpathetischen Art der Lieder gerecht wird.

Marburg Wilhelm Wolff

Vom „andern“ Amerika

Das Ei triumphiert. Von Sherwood Anderson. Amerikanische Novellen. Leipzig, Insel-Verlag. 1926. 262 S.

Von dem Amerika der efficiency, Wolkenkratzer, Kinos und Autos hört man genug. Ja, mehr als genug. So daß oft der Eindruck entsteht, als kenne Amerika nichts Anderes.

Von dem andern Amerika aber hört man wenig. Gewiß, es ist richtig, daß die Neue Welt sich in Straßen und Arenen drängt, die Kinohäuser füllt und allzu geschäftig ist. Sagt doch selbst der Verfasser der oben angeführten Novellen: „Wir wissen recht wenig, wir Amerikaner, ob wir nun in der Kleinstadt oder in der Großstadt leben. ... Wir sind immer in Hast. Wir halten uns alle für verpflichtet, ‚tätig‘ zu sein.“ Aber ist nicht schon die Tatsache, daß dieser Amerikaner — und nicht nur er! — darum weiß und darunter leidet, Gewähr, daß es nicht das ganze Amerika ist? Daß es auch ein anderes gibt, nicht laut sondern leis, nicht Masse sondern Einsamkeit, nicht geschäftige Unbekümmertheit sondern Kümmernis? So mag uns dieser Dichter in jenes andere Amerika führen.

W. L. Sperry, der Dekan der Divinity School in Harvard, schreibt in der Yale Review 1926: „Amerika täuscht sich, wenn es seine feurige Gesinnung mit dem endlichen Sieg über jenen, jeder großen geschichtlichen Religion unveräußerlichen Pessimismus identifiziert. Seine Seele ist einmal geboren, aber muß noch ein zweites Mal geboren werden“; es muß dem Leid eine tiefere Bedeutung abgewinnen, als es in den letzten Jahren durch Aufführung von Mirakelspielen mit gefühlsmäßigen Effekten geschehen ist. Daß diese Worte nicht nur eine Forderung aufstellen, sondern auch einen Weg zeichnen, der bereits gegangen wird, davon zeugt Sherwood Anderson, ein anerkannter Novellist Amerikas.

Uns interessiert an seinem Novellenband nicht der kühle, sachliche Realismus, die tiefgrabende Psychologie, das fast unheimliche Vermögen, in den Stimmungsrahmen Landschaft oder Stunde einzuspannen und dadurch allerletzte Zartheiten anzudeuten — kurzum, das Artistische geht uns nichts an. Der Wert dieses Buches liegt für uns vielmehr in seinem weltschmerzlichen Charakter. Die Alte Welt kennt genug Dichter des Weltschmerzes. Aber dieser ist amerikanisch, ist weder romantischer noch kulturdekadenter Natur. Man täte dem Dichter bitter Unrecht, wollte man ihm mit Hoffmannsthal z. B. näher kommen. Nein, der Weltschmerz Andersons ist spezifisch jünglingshafter Natur.

Wie ein Kind von bisher ungekannten Kräften, die es in sich am Werk spürt, überwältigt wird, so auch fühlen die Gestalten Andersons sich einem ungeahnten Großen gegenüber, das sie überwältigt und hilflos macht. Ob es der Knabe ist, dem sich plötzlich ein ganz Neues und Anderes auftut, und der nichts weiter kann als fragen: „Ich möchte wissen, warum“, der Psychoanalyt, der sich überwuchert und zugewachsen fühlt und wünscht „rein und frei zu sein“, der Bub, der beim Anblick des Eies grübelt „warum es wohl Eier geben müßte, und warum aus dem Ei die Henne käme, die ihrerseits wiederum das Ei legte“, ob die achtzehnjährige Mary, die in unruhvollgespannter Erwartung durch die Straßen irrt und des Ungeheuren harrt, der irrsinnig Einsame, von dessen Lippen sich „die ganze Geschichte von der grenzenlosen Einsamkeit der Menschen, von ihrer verlangenden Sehnsucht nach unerlangbarer Schönheit“ loszuringen sucht, der Professor („Zwiespalt war in ihm; er fühlte sich als Mann, fähig, seinen Platz im Leben auszufüllen — und fühlte sich zugleich unfähig und hilflos“), das Mädchen aus Neu-England, das Anderson mit einem eingekerkerten Vogel vergleicht („Ruhelos lief sie auf und ab. Der Vogel flog hin und her durch den Raum“) oder schließlich der erstarrte Melville Stoner in seiner Einsamkeit („Ich bin zuviel allein. Es kommt soweit mit mir, daß ich mich selbst hasse. Ich muß aus der Stadt rennen. ... Immer habe ich das Leben entgleiten lassen“) und die 25jährige Rosalind („Sie war so voller Lebenskraft — und doch nicht lebensvoll“) samt ihrem Vater („Trieb die Vereinsamung ihn an den Rand des Wahnsinns, rannte auch er durch die Nacht auf der Suche nach einer verlorenen, einer verborgenen und halb vergessenen Schönheit des Lebens?“) — all überall blutet ein junges Herz unter dem „Leben“*), sucht zu begreifen und zu meistern — und muß den Versuch bald aufgeben.

Doch verlangt dieser kurze Blick über die Gestalten, denen letztlich nur ein Typ zu Grunde liegt, eine klarere Herausarbeitung gewisser psychologischer Elemente.

An erster Stelle ist das Element der Einsamkeit zu setzen; nicht der eines Greises nach vollbrachtem Lebenswerk, sondern eines jungen Menschen. Jede Gestalt der Novellen ist einsam, ob der Knabe, das junge Mädchen, das ältere junge Mädchen, sehnsüchtig nach Liebe verlangend, der Arbeiter in ermüdender Ehe, mit mächtigem Wunschbild, das schließlich die Gattin tötet, der Fabrikherr, scheu und zurückgesetzt in mutlosem Hin und Her zwischen Gattin und Freundin schwankend, oder als erschütterndstes Dokument der Hagestolz im knarrenden Schaukelstuhl zur Abenddämmerung usw. Jeder in Hoffnungslosigkeit, seltsam mit Jugendlichkeit vermischt. Typisch für Alle das Bild der achtzehnjährigen Mary: „Sie glich einem Jungtier aus dem Walde, dem der Flintenschuß des Jägers die Mutter geraubt hat, und das, vom Hunger getrieben, darauflos läuft, um sich Futter zu suchen.“ Denn es ist keine absolute Hoffnungsleere, sondern sie erscheint, so pointiert sie auch ausgeführt sein mag, doch immer transitorisch. Man hat selten den Eindruck der hoffnungsleeren, gesättigten Dekadenz Hoffmansthals z. B., sondern irgendwo bleibt ein Schimmer des Morgens, bleibt eine Verheißung.

Ein zweites Element ist das der Verstricktheit**). Sie findet ihren erschütterndsten Ausdruck in dem älteren Mädchen, das endlich aus verhaßter Umgebung gerissen und in die unendlichen Maisfelder Jowas versetzt, in wütendem Lauf durch den Mais, unter Donner und Blitz, ins Korn greift und Kleid wie Haut aufreißt, um endlich die Befreiung finden zu können, die es doch nicht findet: „Wassergüsse fegten über den Körper des Mädchens. Und auch in ihr brach der Sturm, der sich seit Jahren geballt hatte, los.“ Von einem andern Mädchen heißt es: „Das Mädchen, sehen Sie — das Mädchen war wie ein junger Baum, den eine kletternde Schlingpflanze erstickt. Und dieses Ding, das sie umklammert hält, hat sie vom Licht des Tages abgeschlossen.“ Unheimlich wiederum, wie die wüstenöde Stickluft der Ehe in drei Novellen Gestalt gewinnt. Nicht, daß irgendetwas Exzessives geschähe. Nein, das Beängstigende liegt gerade darin, daß und wie sich die Menschen dieser Ehen im heimlichen, zähen Kampf bis zum Ende erschöpfen. Einen blanken Kopf und klare Gedanken, alles Alte im Innern zusammenkehren, von Vorne anheben — da hinaus strebt es. Aber es geht nimmer: „Ich bin bedeckt von kriechendem, kletterndem Wucherwerk. Ich wollte, ich wäre tot, und der Wind trüge mich dahin über die unendlichen Gewässer, sagte er. Dieses Eine wünsche ich mir, dieses Eine vor allem Andern in der Welt — rein und frei zu sein.“

*) Übrigens könnte man in der Verwendung des Wortes Leben an Whitman denken, aber auch nur hier. Sonst haben Beide nichts, gar nichts gemein.

**) Unschwer erkennt man im Folgenden die Bedeutung, die die Psychoanalyse in Amerika gewonnen hat.

Ein drittes Element — bezeichnend genug, es gerade in Amerika zu finden! — ist die Scheu. Es ist eine Scheu vor jeder Entscheidung, die die Menschen festlegen könnte, besonders aber vor jeder körperlichen Bindung an den Geliebten. „Ich begehre dich zur Geliebten — aus weiter Ferne. Bleib in weiter Ferne. Die Worte stiegen in ihm auf, wie der Rauch seiner Zigarette langsam zwischen seinen Fingern emporstieg." Und die bittere, enttäuschungsschwere Stimme der warnenden Mutter: „Liebe? So was gibt es nicht. Das Wort ist eine Lüge. Der Mann, von dem du mir da erzählst, begehrt dich nur, um mit dir zu sündigen, sagte sie. Damit stand sie schwerfällig auf und ging ins Haus."

Mehr jedoch als die Scheu vor dem Zukünftigen tritt die Reue über das Ungelebte in Erscheinung. Nahezu jeder Erwachsene dieser Novellen krankt daran, daß das „Leben" ihm entglitten ist. Nicht mutig gewesen zur Stunde der Entscheidung, zurückgehalten durch die Riesenwand des Lebens, haben die Alten im knarrenden Schaukelstuhl am Feierabend Gelegenheit genug, über die große, verpaßte Gelegenheit nachzudenken. Viel Jugendkraft! aber kein Mut zur Anwendung: „Die Bienen, damals, waren trunken vom Leben — und ich hatte das Leben entgleiten lassen. Immer habe ich das Leben entgleiten lassen. Es entfernt sich von mir — immer. Ich habe es auch immer so empfunden, als entfernten sich die Menschen von mir. ... Ich war besessen von der Überzeugung, daß mir etwas entgangen sei und daß ich hinterdrein müsse." Daß ich hinterdrein müsse! So mag man mit Recht dies Buch ein Dokument der verpaßten Gelegenheiten nennen, woran auch der Hoffnungsschimmer der letzten Novelle nicht viel zu ändern vermag.

Eingangs war die Rede vom „andern" Amerika. Dieses Buch ist in der Tat ein erschütterndes Zeugnis davon. Wenn irgendwo, dann in Amerika ist die Verselbständigung der Maschine auf den Gipfelpunkt gehoben. Und der kleine Mensch, einst ihr Schöpfer, sieht sich nun von dem Geist, den er gerufen, überwältigt und vermag nicht nur dem Maschinengesurre keinen Sinn mehr abzugewinnen, sondern, selbst seiner lebendigen Kräfte beraubt, nur noch in Verzweiflung, Angst und Reue über die verpaßten Gelegenheiten, die er doch verpassen mußte, auszusprechen. Zur Nummer geworden, ist er nicht länger fähig eines Menschen warme Hand zu spüren; eingesperrt in die steilen Wände der Straßen hat er die Freiheit verloren, die er wiederzugewinnen strebt in fruchtlosem Kampf. So zieht das Leben dieses Dichters seine Bahn, und er muß zusehen, wie er den Anschluß verloren, höchstens noch im Nachhaften Meister ist. Und um das Maß des Erschütternden voll zu machen, es sind nicht alte und müde Hirne, die geduldig resignieren und mit klingenden Worten ihres Lebens Leere auszugleichen suchen, sondern junge Herzen, die Kraft haben und — ach wie gern! — wirken möchten, in natürlicher Hoffnung und Sehnsucht. —

Nur diese Enttäuschung! Man sieht, von Walt Whitmans Lebensinbrunst ist wenig übrig geblieben. Auch ist der Weg noch nicht beschritten, den der reifere Werfel jubelnder geht, und der allerdings zu einer Erlösung höherer Ordnung führen mag. Da ist nur Lebenslust und — ungleich schwerer wiegend — Lebensleid der Jungen: „Er fühlte sich als Mann, fähig, seinen Platz auszufüllen — und fühlte sich zugleich unfähig und hilflos." Und fühlte sich zugleich! „Sie war so voller Lebenskraft — und doch nicht lebensvoll." Und doch nicht! ...

Hartford Hans Schimmelpfeng

Bücher und Schriften

Das Buch der Reformation Huldrych Zwinglis. Von ihm selbst und gleichzeitigen Quellen erzählt durch Walther Köhler. München, Verlag von Ernst Reinhardt 1926. 373 S. mit 39 Bildern im Text und 57 Tafeln. 12, geb. 15 M.

Walther Köhler, zweifellos der beste gegenwärtige Kenner Zwinglis, fügt seinen verschiedenen wertvollen Veröffentlichungen über den Schweizer Reformator ein weiteres höchst originelles Werk hinzu. Er schenkt uns eine Zwingli-Biographie, doch nicht in der Form einer eigenen Darstellung, sondern in der Form eines „Textbuches", das aus Zwinglis Werken und Briefen wie aus Dokumenten seiner Zeitgenossen zusammengestellt ist. Die lateinischen Urkunden sind in neuhochdeutscher Übersetzung, die deutschen hingegen im Original wiedergegeben. Die Auswahl der Stücke ist aus umfassender Quellenkenntnis heraus mit großem Geschick vorgenommen; viele interessante Dokumente, an die man sonst nur schwer herankommt, werden hier dargeboten. Dieses mosaikartig zusammengetragene Lebensbild Zwinglis ist überaus anschaulich und eindrucksvoll, und es wird noch anschaulicher durch die zahlreichen glänzenden Illustrationen, die in großer Zahl dem Werk beigegeben sind. Wer auf rasche und bequeme Weise in das Wesen der Schweizer Reformation und des Schweizer Reformators eindringen will, dem kann wohl kein besserer Weg empfohlen werden als die Lektüre dieses Buches von Walther Köhler wie seines anderen Werkes über die „Geisteswelt Ulrich Zwinglis" (Gotha 1920).

Vielleicht ist gerade dieses Textbuch, das von einem deutschen Theologen mit so großer Liebe und Sachkenntnis zusammengestellt worden ist, für manche unserer Landsleute ein Anreiz dazu, sich mit der Gestalt des Schweizer Reformators näher zu befassen, deren Studium von den deutschen Protestanten im allgemeinen sehr vernachlässigt wird. Lutheraner haben es ja nicht so leicht, sich mit Zwinglis Art zu befreunden; und ich selber gebe jenem Schweizer Pfarrer völlig recht, der mir in einer temperamentvollen Kritik unter anderem auch vorgeworfen hat, ich hätte sicher 1529 in Marburg auf Luthers Seite gestanden. Aber unsere Vorliebe für Luther sollte uns nicht davon abhalten, auch dem von ihm befehdeten Schweizer unser Augenmerk zu schenken und uns an seiner weiten, freien und kraftvollen Art zu erfreuen. Die Nähe der 400. Wiederkehr des Marburger Religionsgesprächs (dem in dem vorliegenden Werk ein besonders breiter Raum geschenkt ist) gibt diesem Textbuch eine gewisse aktuelle Bedeutung. Vielleicht ist es auch gut, anläßlich dieses vortrefflichen Werkes an ein Wort Paul Wernles zu erinnern: „Jeder Theologe beider Konfessionen sollte sich zur Ehre rechnen, beiden Männern ins Herz zu sehen und sie in ihrer Stärke zu verstehen. Vor unfreiem deutschen Lutherkult wie vor falsch patriotischer Zwingliausstaffierung wolle uns Gott bewahren!" (Einführung ins theologische Studium ² 225.) Friedrich Heiler

Johann Heinrich Pestalozzi. Der Mensch, der Philosoph und der Erzieher. Von Friedrich Delekat. Leipzig, Quelle und Meyer 1926. 314 S. 8, geb. 10 M.

Dieses hervorragende Buch ist weit mehr als eine Schrift für die Pestalozzifeier dieses Jahres, auf die es denn auch keinerlei Bezug nimmt. Es hat seinen Ursprung vielmehr sichtlich in dem heute immer wachsenden Wunsch, die Zeit der „Aufklärung" innerlich zu erfassen, aus der unser eigenes Leben in seinen leitenden Ideen und seinen Schwierigkeiten ungleich mehr stammt, als die Zeit vor dem Krieg anerkennen wollte oder durfte. So finden wir den geistigen Hintergrund jener Zeit, der für Pestalozzis Denken und Kämpfen den Ausgangspunkt und das Material bildet, nicht nur in dem ihm speziell gewidmeten ersten Kapitel, sondern im ganzen Laufe der Darstellung sehr stark herangezogen, zugleich aber auch durch ganz neue ideengeschichtliche Deutungen beleuchtet.

Delekat besucht besonders zu zeigen, wie die ganze Weltanschauung des 18. Jahrhunderts, seine Naturauffassung, seine Humanitätsidee, ja auch seine Erkenntnistheorie ursprünglich religiös und zwar mystisch-religiös ist und erst langsam diesen Charakter in reine Rationalität umsetzt. Nach einem kurzen Abschnitt über die Persönlichkeit Pestalozzis (hier würde die Beifügung einiger biographischer Daten nichts schaden) schildert das große dritte Kapitel in kurzen Analysen seiner wichtigsten Schriften die Kulturphilosophie Pestalozzis, ausgehend von den Ideen der Zeit, aber durch den Anschluß seines Denkens an seine praktischen Erfahrungen und Leiden wesentlich tiefer geführt. Der Rolle, die die Religion dabei spielt, ist ein eigenes Kapitel eingeräumt. Das letzte Kapitel gehört der „Methode", der eigentlichen Krone der Pestalozzischen Lebensarbeit. Hier tritt noch einmal stark hervor, wie die geistigen Ansätze der Zeit von Pestalozzi zwar durchaus aufgenommen werden, wie sie aber bei ihm infolge seiner rückhaltlosen Gebundenheit an die praktisch helfende Tat in eine schwere Problematik hineingeraten. Diese Problematik, die am Ende seiner Kulturphilosophie wie seiner „Methode" steht, streift durchaus an diejenige, die den Hintergrund unserer neuesten Theologie bildet, und bewirkt, daß Pestalozzi in seinem Lösungsversuch über das humanistische Denken der Zeit hinaus den Anschluß an die eigentlich christliche Linie findet.

Es ist ganz unmöglich, in einer kurzen Besprechung den Reichtum des Buches wiederzugeben. Man muß wünschen, daß alle diejenigen sich dieses Werk nicht entgehen lassen werden, die die geistigen Zusammenhänge, in denen sie stehen, und die geistigen Möglichkeiten, die sich ihnen zur Entscheidung anbieten, klarer zu durchschauen verlangen. Werner de Boor

Albert Schweitzer. Sein Werk und seine Weltanschauung. Von Oskar Kraus. 63 S. mit 15 Bildern und einem Handschrift-Faksimile. Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise 1926. Geb. 4 M.

Den Verehrern und Freunden Albert Schweitzers bietet das vorliegende Buch eine vortreffliche Zusammenfassung der für Schweitzers Persönlichkeit und Charakter bezeichnenden Stellen seiner Werke. Die gleich zu Anfang aufgestellte Behauptung, die heutige Kulturwelt habe Niemanden aufzuweisen, der in der ursprünglichen Vielseitigkeit und Kraft seiner intellektuellen, künstlerischen und ganz besonders ethischen Energien an Albert Schweitzer heranreiche, klingt — nicht so sehr „denen, die das Glück hatten, seine Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen", als denen, die noch keinen Eindruck von seinen Schriften und seinem Wesen hatten — vielleicht reichlich stark: Oskar Kraus aber liefert in zehn Kapiteln dafür einmal den Beweis, und ferner eine gründliche Einführung in Albert Schweitzers Gedankenwelt. Das Buch ist mit 14 großen, ganz ausgezeichneten Bildtafeln ausgestattet, die zu seiner hoffentlich weiten Verbreitung beitragen; Verlag und Verfasser haben sich mit diesem Sonderdruck aus dem Jahrbuch für Charakterologie, Bd. II/III ein Verdienst erworben.

Walther Engelhardt

Die neuentstehende Welt. Von Graf Hermann Keyserling. Darmstadt, Otto Reichl Verlag 1926. 139 S. 6 M.

Keyserling verlangt in diesem Büchlein, das von Zukunftskultur, ökumenischem Zustand und Fortschritt handelt, sehr entschieden, daß man das bei ihm sucht, was er kann. Und er kann zweifellos

etwas. Er kann den oberflächlichen Habitus einer Kultur und einer Situation mit knappen Strichen beschreiben; und aus der vergleichenden Beobachtung dessen, was sich sinnfällig äußert, welt- und geschichtsumspannende Rückschlüsse auf den geistigen Sinn des Geschehens ziehen. Wenn er dann freilich meint, auf solche Weise ein „Prometheisches Denken" zu bekunden, das an der bestmöglichen Gestaltung des Zukünftigen sich mitwirkend weiß, kann man dazu getrost einige Fragezeichen machen, ohne sich die Bereitschaft zur Belehrung beeinträchtigen zu lassen.

Die Zukunftskultur ist bestimmt durch die Verlagerung ihres Schwerpunkts vom Unbewußten und Unübertragbaren auf das Bewußte und Übertragbare. Man muß sich damit abfinden, daß die Technik unaufhaltbar die alte Kultur zerstört, und daß der Chauffeurtypus den neuen Menschen vorverkündet. „Die Reihe des Aussterbens ist heute offenbar nicht am Chauffeur, sondern an den alten Kulturtypen." Dort ist die Vitalität, die unbedingt den nicht übertragbaren Traditionsmächten der alten Kultur überlegen ist. Übertragbarkeit und Bewußtheit bedeutet zugleich Universalität. Und nur deshalb, weil eine neue „universalistische Wirklichkeit" da ist, haben die universalistischen Theorien heute eine solche Macht. Als die vier entscheidenden Machtgebilde dieser neuen Welt zeichnen sich das Angelsachsentum, der Islam, Asien und ein neu zusammengefaßtes Europa heraus. Der erste Komplex ist der „ausgereifteste" und hat seine beiden Brennpunkte in London und New-York. Der zweite ist wegen seiner staatlichen Zerrissenheit äußerlich noch schwach, aber „schon heute von ungeheurer Spannung". Der dritte ist der wichtigste. Er ist zusammengebunden durch den „Sowjetimpuls", der in seinem satanischen Materialismus vom spirituellen Osten geradezu wie ein Evangelium aufgenommen wird. „Moskau ist ... das Sinnbild der möglichen Wiedergeburt des gesamten Ostens in die moderne Welt hinein." Der vierte ist der uns am nächsten liegende. Über ihn wagt Keyserling am wenigsten zu prophezeien, und zwar doch wohl nicht nur deshalb, weil dessen Nähe der Prophetie etwas von ihrem Zauber nehmen könnte, sondern weil auf diesem differenzierten Weltteil in der Tat die universalistische Entwicklung auf große Schwierigkeiten stoßen muß. Am ehesten erscheint ihm der „Faszismus" als ein Mittel, über Italien hinaus „eine übernationale Einheit" zu schaffen. Richtig ist wohl die Bemerkung, daß die durch den Versailler Vertrag hervorgerufene Vielstaaterei ein „eleganter Ausdruck für vollkommene Unselbständigkeit" ist; und daß diese infolgedessen kein Gegenargument gegen die Gesamtauffassung Keyserlings sein kann. Zu ihr stimmt die Verständnisfähigkeit sogar der Religionen füreinander und jene „erdumspannende Zeitgeisteinheit", die freilich zunächst als ein unumschränkter Materialismus in Erscheinung tritt. Aber hinter diesem Vordergrund steht auch jetzt ein „Jenseits". Ist die Technik und die ganze Welt des Übertragbaren erst einmal selbstverständlicher Besitz, dann wird eine neue Kultur möglich werden. „Kulturbildner sind nur Religionsstifter, Philosophen und Staatsmänner", und nicht die Chauffeure.

Diesen Sinn des ökumenischen Zustands sucht Keyserling im zweiten Kapitel näher zu beschreiben. Kosmische Einflüsse, Vererbung und geistgeborene Selbstbestimmung sind die drei entscheidenden „Faktoren des Schicksals". Es ist ohne weiteres klar, daß die neue Kultur mit wachsender Bewußtheit auch am stärksten von dem dritten Faktor beherrscht werden wird. Spenglers Kulturmorphologie, die ja gerade diesen Faktor als den unselbständigsten ansieht, ist daher um so weniger im Recht, „je geistigere Menschheitszustände" sie betrachtet. Aber gleichwohl ist das „Gewicht des Unabänderlichen" von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Selbst die Völker sind keineswegs durch die Geschichte geformte selbständige Einheiten: „was ein Volk vor andern auszeichnet, ist die Zentrierung des grundsätzlich Gleichen." Nur der Beziehungspunkt sammelt die gleichen Voraussetzungen auf verschiedene Weise. Nachdem einmal Differenzierung eingetreten ist, potenziert sich durch die Bewußtheit aber nicht nur das Übertragbare und damit die universale Ideologie, sondern auch das Unveränderliche. Das bedingt einen langsamen Fortschritt in der Richtung auf eine Zukunft, die weder national noch international, sondern übernational „auf Grund extrem bejahter Völkerindividualitäten" sein wird. Nicht im deutsch-französischen Ausgleich, sondern in der deutsch-französischen Spannung wird das Zentrum der künftigen europäischen Einheit liegen. Damit hängt zusammen, daß die demokratische Ära hinter uns liegt. So wie Faszismus und Sowjetismus aristokratisch sind, so wird auch die neue Kultur sich auf einem charismatischen Fachmanntum aufbauen. Durch solche qualitative Organisation wird der neue Zustand wirklich organisch sein und nicht nur technisch und durch bloßes Können, sondern unmittelbar vom Sinn her zusammengehalten werden.

Nach dieser Vorbereitung versucht das dritte Kapitel das Fortschrittsproblem richtig zu stellen. Es ist nur folgerichtig, wenn Keyserling bei seiner eigentümlichen Fähigkeit die Macht der Idee als einer geistigen Realität leugnet. Denn wenn das Wesen des Geistes Übertragbarkeit ist, dann kann auch die Idee nur zur historischen Macht werden, wenn der „repräsentative Charakter" ihre Gestalt bestimmt. Das Problem des Geistigen ist mit dem der Mode eins. Die Idee ist also von der Wirklichkeit abhängig; und zwar von einer Form der Wirklichkeit, die sich irgendwie greifbar dokumentiert. „Weltanschauungen sind nicht wahr, sondern repräsentativ." Bei dieser Sachlage ist nun freilich eine Philosophie mit einiger Zuversicht nur dann noch zu betreiben, wenn anstelle der Idee das Leben selber die Wahrheit auf irgendeine Weise in sich hat. Nicht in der Theorie, sondern im praktischen Leben entscheidet sich der Fortschritt des geistbestimmten Menschen. „Wer die Welt innerlich auf neue Weise versteht, macht sie zugleich äußerlich anders." Es ist nur eine Nuance, die den unpraktischen Weisen von dem schöpferischen Staatsmann trennt. Jesus und Lenin waren in diesem Sinn trotz ihres Gegensatzes die mächtigsten Beweger der Geschichte. „Ein Jesus war, dank seiner Menschenkenntnis und Ausdruckskunst, einem Northcliffe näher verwandt, trotz aller Gegensätzlichkeit im Letzten, als irgendeinem deutschen Idealisten." Damit hat dann der Gegensatz gegen den Idealismus wiederum einen neuen Ausruck gefunden. Er wird als die „Weltanschauung der gewollten Ohnmacht" verspottet, der gegenüber der neue Führertypus weltüberlegen und darum ihr nicht unterliegen könnend sein muß. Dieser Typus muß aus Europa geboren werden, damit er die Welt frei mache für ein neues Leben. In diesem Sinn übernimmt Europa die Rolle Palästinas in der frühchristlichen Zeit.

So muß ein ganz neuer Typus von Philosophen geboren werden, wenn an der Weisheit doch noch einmal die Welt genesen soll. Er darf keine dicken Bücher schreiben; und keine Systeme verfassen. Er muß ganz darauf aus sein, die Weisheit als schöpferische Macht unmittelbarer Sinnerfassung zur Geltung zu bringen. Ja der lebendige Weise selbst tut uns not. Weisheit ist die „Fähigkeit zur Magie, d. h. zur direkten Beeinflussung und Wandlung des Lebens durch den Geist". Des Weisen Aufgabe liegt nicht in der theoretischen Lehre, sondern in der praktischen Erweckung.

Es ist natürlich leicht, diesen weitverzweigten Gedankengängen ein kritisches Nachwort zu geben. Aber ich will mich begnügen zu sagen, daß sie richtig sind, wenn man der Keyserlingschen Auffassungsweise der Dinge sich bedient. Die Philosophie hat in der Tat keine konkrete Bedeutung. Und das ist so ernst zu nehmen, wie freilich die ganzen Ausführungen Keyserlings selbst im Letzten nicht ernst zu nehmen sind. Aber wenn sie gleichwohl Eindruck machen können, so ist das nur ein Zeichen dafür, wie wenig die Philosophie ihrerseits Eindruck macht. Sie sollte in der Tat nicht abstrakte Gedankengänge entwickeln, sondern in die konkrete Verantwortung hineinstellen. Wenn sie das tut, dann wird sie vielleicht in eine Situation hineinleuchten, von der aus die Betrachtungen Keyserlings als ungesalzene und entscheidungslose Gedankenspiele sich herausstellen. Solange die Philosophie aber nicht in der Wirklichkeit eine Antwort sucht auf ihre Fragen, und solange sie da keine Antwort findet, die aus entscheidenderer Tiefe spricht, solange soll sie sich die Kritik Keyserlings gefallen lassen.

Hinrich Knittermeyer

Zwanzig Jahre Zuchthaus. Erlebnisse und Gedanken. Von A. Bartsch. Stuttgart, Steinkopf 1926. 102 S. 2 M.

Ein evangelischer Zuchthauspfarrer plaudert beim Abschied aus seinem Amt in reizender Weise aus seiner Tätigkeit. Es fragt sich, ob es wohl getan ist, die Erlebnisse, wie man sie eben als Gefängnisgeistlicher hat und die oft ihre recht komische Seite haben, öffentlich preiszugeben und als Sensationsstoff verwerten zu lassen. Aber ein prächtiger Pastor war der Verfasser, in wirklicher Liebe und weit über seine Amtspflicht hinaus ist er den Seelen nachgegangen. Er gehört noch zur alten Schule, die den Schlüssel zu allem Guten im Schuldbekenntnis sucht und, den Erfolg in Gottes Hand stellend, sich bescheidet, in treuer Hingabe ein Stück Weges mit diesen armen Seelen zu wandern. Auch die Behandlung der Alkoholfrage hat noch nichts Neuzeitliches. Aber die Ausdehnung der Betreuung in Einzelfällen auf den entlassenen Verbrecherischen, die Steigerung des Vertrauensverhältnisses zu einer persönlichen Bindung, und manches Andere sind doch wieder Züge, die ihn herausheben aus seiner Zeit. Das Büchlein wird in Theologenkreisen gern gelesen werden.

Karl Grohmann

Wöchentliche Chronik

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat den 2. alttestamentlichen und den 2. kirchengeschichtlichen Lehrstuhl an den Universitäten aufgehoben. DEK

Das Priesterseminar des Fürstbistums Breslau fordert von allen Seminaristen ohne Unterschied die Erlernung der polnischen Sprache; das Gleiche geschieht in Paderborn. In den Regierungsbezirken Marienwerder, Oppeln, Allenstein und Köslin erhalten die polnischen Kinder nicht bloß Religions-, sondern auch Schreib- und Leseunterricht in polnischer Sprache. RefKZ 33

In Kiel findet monatlich in der Heiliggeist-Kirche Universitätsgottesdienst statt.

An vier Wochentagen werden am Neutestamentlichen Seminar der Universität Berlin unter starker Teilnahme aus allen Fakultäten auf Veranlassung des Berliner Kreises der DCSV Morgenandachten abwechselnd von Dozenten, Studenten und dem Studentenpfarrer gehalten.

Der Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen Kirche hat dem Reichsministerium des Inneren die dringliche Bitte um Abänderung des Entwurfs des Reichsschul-

gesetzes unterbreitet: man möge Thüringen nach Art. 174 der RV dieselbe Ausnahmestellung zubilligen wie Baden, Hessen und Nassau; die bestehende Schulform habe sich in der Praxis bewährt. Staatsregierung und Kirchenleitung, Landeskirchentag und Religionslehrerschaft hätten sich einmütig auf die bestehende Schulform geeinigt und sehen in dieser Einigung verheißungsvolle Möglichkeiten für weiteres Zusammenarbeiten.

Das Herderinstitut in Riga ist als Hochschule staatlich anerkannt worden.

Erzbischof Söderblom widerspricht in einem Schreiben an das methodistische Blatt „Der Evangelist" der Nachricht über Gründung eines evangelischen Patriarchats in Jerusalem.

Der Evangelisch-lutherische Oberkirchenrat in Rußland gibt seit August eine kirchliche Monatsschrift unter der Benennung „Unsere Kirche" heraus, wozu die Regierung die Erlaubnis erteilt hat. Schriftleiter Bischof Th. Meyer.

Metropolit Sergius von Nischninowgorod, der bisher die Sowjetregierung erbittert bekämpfte, als Nachfolger Tichons Haupt der orthodoxen Kirche Rußlands, hat eine Proklamation erlassen, in der er sich vollständig auf die Seite der Sowjets stellt und alle orthodoxen Gemeinden sowie den gesamten Klerus auffordert, die Sowjetregierung als rechtmäßig anzuerkennen: „Wir fühlen mit wachsender Gewißheit, daß heute bereits die Möglichkeit ruhiger Arbeit und gesicherter Existenz unter der Sowjetregierung und ihren Gesetzen gegeben ist. Jetzt, wo wir in Rußland dieses erstrebenswerte Ziel nahezu erreicht haben, setzt die unterirdische Wühlarbeit des feindlichen Auslandes mit erneuter Kraft ein und tritt mit Morden, wie dem Warschauer Attentat, in Überfällen auf unsere Auslandsvertretungen, in Bombenattentaten, Diebstählen und Brandstiftungen zutage. Diese Aktivität der Feinde Sowjetrußlands ist von vernichtendem Einfluß auf den Gang unseres friedlichen Lebens und unserer Erwerbstätigkeit, und es ist deshalb dringend notwendig, daß sich die kirchlich gesinnte Bevölkerung sowie die Geistlichen nicht auf die Seite der Feinde der Sowjetregierung stellen, sondern mit unserem gesamten Volk und unserer jetzigen Regierung zusammengehen. Die russischen Gläubigen wollen auch gegenüber der Sowjetregierung, die unser Vaterland bedeutet, orthodox bleiben. Sowjetrußlands Erfolge und Freuden sind die unseren, ebenso wie seine Niederlagen und Mißerfolge die unseren sind. Wir wollen deshalb hoffen, daß es uns mit Gottes Hilfe gelinge, diese unsere Absichten zu verwirklichen. Viele unserer Brüder betrachten zwar die Sowjetregierung als ein Produkt des Zufalls und daher als kurzlebig. Aber sie haben vergessen, daß die Hand Gottes die Menschheit stets ihrer Bestimmung zuführt. Diejenigen, die die Zeichen der Zeit nicht verstehen wollen, mögen immerhin glauben, daß es unmöglich ist, mit dem alten Regime zu brechen, ohne gleichzeitig auch die orthodoxe Kirche aufzugeben. Aber nachdem das Patriarchat nunmehr den Beschluß gefaßt hat, die Richtlinien absoluter Loyalität gegenüber der Sowjetregierung zu verfolgen, müssen diese Leute entweder ihre politischen Sympathien zu Hause lassen und lediglich im Namen unseres gemeinsamen Glaubens tätig sein, oder aber aus der Kirche austreten, damit ihrer Obstruktion ein Ende bereitet werde." Der ins Ausland geflüchtete Klerus wird vor die Wahl gestellt, entweder schriftlich seine Loyalität gegenüber der Sowjetregierung zu erklären oder exkommuniziert zu werden. Die Proklamation ist noch vom Metropoliten von Twer und fünf Erzbischöfen unterzeichnet.

Ungewöhnliches Aufsehen erregt das Mädchen von Konnersreuth (Oberpfalz), Therese Neumann, mit ihrer Ekstase und Wundmalen. Ausführliches darüber von Dr. med. v. Weisl in der Vossischen Nr. 392, 393, 394. Vgl. CW 14 Sp. 684.

Das Religionsgespräch von Lausanne ist am 20. August geschlossen worden.

Von Personen. Habilitiert: Lic. Martin Noth für AT in Greifswald. Emeritiert: Professor D. Hermann Gunkel in Halle. Promoviert: Professor Dr. Jakob Wackernagel in Basel zum D. von Marburg; Theophil Maurx, zweiter Vorsitzender der Unitätsdirektion in Herrnhut, zum D. von Halle; Lic. Walter Eichrodt, a. o. Professor für AT und Religionsgeschichte in Basel, zum D. von Erlangen. E St

Verschiedenes

Nachahmenswert. Regierungspräsident Dr. Friedensburg in Kassel hat an die Landräte, Hoch- und Neubauämter, Kulturämter, Gewerbeaufsichtsämter, Katasterämter, Domänenrentämter, Park- und Bade-Verwaltungen, Oberförster, Polizeipräsidien und Oberbürgermeister seines Bezirks eine Verfügung — gegen die vielen Verbote erlassen, die in der Praxis nur Widerspruch und Verärgerung hervorrufen. Mit einer ausgezeichneten Begründung, die wir uns versagen müssen wiederzugeben. Ach wenn der überflüssigen Bevormundung weniger und dafür des ruhigen, redlichen Dienstes mehr würde in unserm öffentlichen Leben! Wie viel Zufriedenheit würde einkehren, wenn der natürliche Ton und das natürliche Zutrauen herrschte statt der Laune und Pose! Was aber die häßlichen Verbote anlangt, so sei eine Erinnerung erlaubt. Wir reisten vier Wochen durch Ungarn. Das immer wiederkehrende Plakat Tilos! fiel uns auf. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir aber niemals nach dem Sinn fragten. Endlich, kurz vor Austritt aus dem gastlichen Lande, erkundigten wir uns. Es hieß: „Verboten!" Wie oft mögen wir diese Verbote übertreten haben! Ein Glück, daß wir nicht früher fragten. — Übrigens pflegt ein Volk dem andern die vielen Verbote vorzuwerfen. Sie sind fast alle in gleicher Verdammnis. R

Scheidung und Annullierung der Ehe. Nr. 30 der Deutsch-Evangelischen Korrespondenz wird mir wiederholt zugeschickt. Das soll doch wohl heißen, daß ich mich dazu zu äußern habe. Ich erwähnte in Nr. 12 in meiner Betrachtung über die Ehe, daß die katholische Kirche den Mut habe, Ehescheidung unter allen Umständen auszuschließen. Das sei eine ungeheure Leistung. Dennoch vertrete ich sie nicht, sondern billige, daß unsre Kirche unter mancherlei Umständen in Scheidung willigt. Nun hält man mir entgegen, daß die römisch-katholische Kirche doch auch eine Trennung von Ehen kenne, nämlich Annullierung, Nichtig-Erklärung. Es sei keine Ehe, daher könne und müsse sie getrennt werden. Ich weiß das wohl. Die Kirchengeschichte erzählt solenne Beispiele. Sie finden sich in den oberen und obersten Regionen. Mich würde eine Statistik oder Schätzung sehr interessieren, in welchem Umfang diese kanonische Entscheidung vorkommt. Vielleicht kann uns die DEK das sagen. An der Großartigkeit des Prinzips der Unauflöslichkeit gegebener Ehe ändert das nichts, kein Brauch und kein Mißbrauch. Es gibt ja tatsächlich Ehen, die keine sind; weshalb soll das die römische Kirche trotz ihrem Prinzip nicht berücksichtigen? Läßt sie sich in der Praxis zu Ungerechtigkeiten verführen, so ist das schlimm. Aber in jener beiläufigen Erinnerung brauchte ich wirklich nicht darauf einzugehen. R

Zu Domelas Memoiren. Vgl. Nr. 15 Sp. 732. — Mit photographischer Treue gibt Domela seine Beobachtungen bei den Heidelberger Saxoborussen wieder. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies Bild typisch ist, hoffe inständig, daß dem Verfasser starke Verzeichnungen passiert sind. Aber eine Stelle bedarf schleuniger Reaktion. Nach Domela werden die Bierleichen bei der Korps-Kneipe unter dem Gesang von „Jesus, meine Zuversicht" oder „Ach bleib mit deiner Gnade" von der Kneiptafel in den hierfür zugerichteten Raum transportiert. Hierzu bedarf es entweder einer herzhaften redlichen Berichtigung, oder einer noch viel herzhafteren ewigen Remedur. (Vgl. die Frankfurter „Volksstimme" Nr. 194. Was müssen die Arbeiter dazu sagen!) — Die Memoiren sind im Malik-Verlag, Berlin, erschienen; 2.80 M. Die Stelle lautet dort S. 160: „Ganzer Fuchsenstall hebt sich und singt Choral, na Durchlaucht wissen ja . . . ‚J. m. Z.' . . . ‚A. b. m. d. G.'". Vielleicht handelt es sich doch nur um eine infame Schnoddrigkeit des unmöglichen Burschen G. R

Noch einmal Sacco und Vanzetti. Unser Eingangsartikel ist vor der Hinrichtung geschrieben; er blieb unverändert bis auf ein kleines Hilfszeitwort. Nun bewegt uns der Fall andauernd. Einmal psychologisch. Wie muß es in dem Hirn und Herzen eines Mannes aussehn, der in solcher Sache die Entscheidung hat und so entscheidet? Ich sehe nur zwei entscheidende Motive. Erstens: den Sinn für die Hoheit des formalen Rechts. Pereat mundus, fiat iustitia. Zweitens die politische Verantwortung: dem staats- und gesellschaftlichen Anarchismus keine Konzession! Es wird wenig europäische Staatsmänner geben, die so hätten standhalten können wie Herr Fuller. — Aber viel tiefer geht uns das soziale Erlebnis. Die Hinrichtung samt allem, was ihr voranging und ihr folgte: wie ist dadurch der furchtbare, unergründliche Riß neu beleuchtet worden, der nicht durch ein einzelnes Volk, sondern durch die Völker geht! Durch die Christenheit, durch die Menschheit! — Auch durch die Christenheit wieder. Wenn man das alles auf sich wirken läßt und durchdenkt, wie kindlich kommen einem die Königsberger Verhandlungen vor mitsamt der Kundgebung! Immerhin, möge die Kirche überall ihre Schuldigkeit tun und verbinden, heilen, Liebe säen.

Und wir in Deutschland haben nach der Tragödie das Satyrspiel: den Hotelstreit! Die politische Seite interessiert uns hier nicht. Aber die soziale. Die ja freilich Kehrseite der politischen ist. Die genießerische Plutokratie empfindet anders als das „Volk"! Und die großen, vornehmen, übervornehmen Hotels sind Thermometer dafür. Auch hier wieder der gähnende Riß. Wo ist der Platz der Kirche? Im Ernst kann darüber kein Zweifel sein. Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß sie sich in den Hotelstreit einzumischen habe. R

Kleine Mitteilungen. Es besteht eine Theologische Arbeitsgemeinschaft für Hessen, Nassau, Frankfurt. Vom 12. bis 15. September tagt sie in Westerburg im Westerwald. 13. Gogarten „Bibel und Kirche". 14. Hermelink „Reformatoren und Bibel". Schmidt „Shakespeares Religion". 15. Exegese. —

Der obige Aufsatz über den neuen Geschichtsunterricht trägt einen zwar nicht unrichtigen, aber zu engen Titel. Er enthält Ausführungen, die ich mit seltener innerlichster Zustimmung gelesen habe und von denen ich nichts lieber wünsche, als daß unsre ganze Leserschaft sich in herzlicher Zustimmung Eines Geistes fühlte.

Wichtiger Druckfehler: Sp. 762 Z. 17 lies: „zuschreien" für „zuschreiben". R

Aufruf

Pfarrer Lic. Dr. Hartmann in Solingen-Foche erbittet (ohne Verzug) Unterschriften (bisher 67) für folgenden Aufruf:

Die evangelischen Kirchen Deutschlands zögern noch immer, das von ihnen in den weitesten Kreisen erwartete Führerwort gegen Kriegsverherrlichung und Kriegsvorbereitung auszusprechen. Nachdem der Stockholmer Fortsetzungsausschuß mit Zustimmung der deutschen Vertreter den Satz geprägt hat, daß der Krieg nicht das Recht feststellen könne, wäre die Stunde gekommen, wo die Kirchen jedes Wirken für den kommenden Krieg, auf den von so vielen Seiten hingearbeitet wird, als bewußte Sünde brandmarken müßten.

Wir Theologen dürfen die Verantwortung für die Dinge nicht länger ablehnen. In der ganzen Welt sammeln sich die kriegsgegnerischen Pfarrer, in manchen Ländern, wie Holland, Schweiz, England, Amerika, Norwegen, haben sie schon beachtenswerte Gruppen gebildet. Am 30. August 1926 wurde in Genf der internationale Verband der Antimilitaristischen Pfarrer als Rahmenorganisation unter dem Vorsitz von Pfarrer Hugenholtz (Holland) gegründet.

Wir rufen alle deutschen Theologen, die grundsätzlich in der militärischen Lösung der großen Weltprobleme keine wirkliche Lösung sehen, auf, sich dem Verbande anzuschließen. Es spielt dabei keine Rolle, ob die Überzeugung des Einzelnen dahin geht, daß nur der Sozialismus dem wahren Weltfrieden den Weg ebnen werde, oder ob er auch dem bürgerlichen Pazifizmus durchschlagende Kraft zutraut. Mag der Einzelne seinen Standort nehmen, wo er will, der Gedanke der Versöhnung in Christus und des Reiches Gottes im konkreten neutestamentlichen Sinne steht über diesem Gegensatz. Es spielt auch keine Rolle, wie man sich die Lösung der Einzelfragen (beste Methode der Abrüstung usw.) denkt. Unser Verhältnis zum Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen denken wir uns so, daß wir darin die vorderste Kampfgruppe sein können. Nur dies ist Voraussetzung: Daß wir es nicht länger ruhig mit ansehen können, wie Angesichts des Arbeitslosen- und Wohnungselends und der vielfachen Einschränkung der öffentlichen Ausgaben nicht nur die Rüstungsausgaben stetig steigen, sondern auch der Glaube an den Sinn militärischer Gewalt in christlichen und nicht-christlichen Kreisen nicht abnimmt. — Darum wollen wir Zeugnis ablegen von einem neuen Sinn und einem neuen Geist, dessen die Welt bedarf.

Wer unter den deutschen Pfarrern und anderen Theologen diese Grundhaltung, auch bei mancherlei Hemmungen und Zweifeln für die notwendige hält, möge sich melden bei Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann, Solingen-Foche, der eine deutsche Gruppe zu sammeln beabsichtigt. Die Bildung einer Organisation (mit Beiträgen usw.) ist nicht beabsichtigt. Der geistige Zusammenhang kann vielleicht später durch das Monatsblatt des deutschen Versöhnungsbundes (dessen Vorsitzender Lic. Dr. Hartmann ist) aufrecht erhalten werden. — Im Jahre 1928 ist ein internationaler Kongreß in Utrecht in Aussicht genommen, bei dem das Zeugnis der berufenen Vertreter der Kirchen gegen den Militärgeist vor aller Welt sichtbar werden soll.

Versammlungskalender

2. 3. Septbr.	Evangelische Freiheit, Rheinland und Westfalen, Ründeroth
3.—11. Septbr.	Internationaler Demokratischer Friedenskongreß Würzburg
3.— 8. Septbr.	Weltkongreß für christliche Freiheit Prag
5.— 6. Septbr.	Luther-Gesellschaft Hannover
12.—14. Septbr.	Theologische Arbeitsgemeinschaft Westerburg
16.—19. Septbr.	Kongreß für Individualpsychologie Wien
18.—23. Septbr.	Lutherischer Kirchenkongreß Marburg
25.—28. Septbr.	Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
26.—28. Septbr.	Studententagung über die Judenfrage Kassel
27.—29. Septbr.	Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr.	Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
2.— 7. Oktober	Tagung für deutsche Orgelkunst Freiberg
3.— 5. Oktober	Kirchlich-sozialer Kongreß Düsseldorf
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Meißen
5.— 7. Oktober	Theologischer Ferienkursus Göttingen
5.— 9. Oktober	Evangelischer Bund Eisenach
8.—10. Oktober	Apologetischer Kursus für Lehrer Spandau
10.—14. Oktober	Missionswoche Herrnhut
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Halle
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente (Holsteinische Schweiz)
15 —17. Oktober	Fachkonferenz für Mediziner und Theologen Spandau
16.—22. Oktober	Sozialer Studentenkursus Spandau
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel
18.—21. Oktober	Deutscher Theologentag Eisenach
19.—21. Oktober	Lehrgang Bund deutscher Jugendvereine Marburg

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Bund für Gegenwartchristentum

3.—5. Oktober in Meißen.

Montag, den 3. Oktober, nachm. 4 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.
Abends 8 Uhr: Vortrag von D. Albert Schweitzer.
Dienstag, den 4. Oktober, vormittags 9 Uhr: **Gottesdienst** im Dom. Predigt: Pfarrer Liz. Geibel-Duisburg.
11 Uhr Vortrag von Professor D. Wobbermin-Göttingen. **„Der Kampf um die dialektische Theologie".**
3 Uhr Aussprache.
Abends 7 Uhr **Aufführung des Mysteriums** Faust 2. Teil, 3. Akt.
Mittwoch, den 5. Oktober, vormittags 8 Uhr **Morgenfeier** im Altarraum des Doms: Pastor D. Mensing.
9 Uhr Vortrag von Prof. D. Tillich-Dresden: **„Die Eschatologie".** Aussprache.
Nachmittags Besichtigungen: Albrechtsburg, Porzellanmanufaktur.
Bei gutem Wetter Ausflug.
Alle Versammlungen in der Aula der Fürstenschule. Tagungskarte 3 Mark.
Wohnungsanmeldungen an Pfarrer Kruspe in Meißen.

Freunde der Christlichen Welt

17. Oktober 2 Uhr **Basel** im Bischofshof

„Bibel und Gottes Wort"

Professor D. Hauter-Straßburg und Privatdozent Pfarrer Lic. Liechtenhan-Basel. Aussprache

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Weltkongreß für christliche Freiheit und religiösen Fortschritt

Prag 4.—8. September 1927

Sonntag den 4. Vorm. Gottesdienste — Abends Empfang im Parlament.
Montag den 5. Vorm. Gedenkfeier für die verstorbenen D. Roessingh, Roberty, D. Carpenter, Dr. Farsky — Eröffnung **„Was will der Kongreß"**, Rade — **„Philosophie und Psychologie im Dienste der Religion und des Gottesgedankens"** Kozak (Prag), van Wijngaarden (Amsterdam) — Nachm. **„Comenius"** Klima (Prag) — **„Die Tschechoslovakische Nationalkirche"** Prochazka (Prag) — Abends Smetana „Die verkaufte Braut".
Dienstag den 6. Vorm. **„Charles Wagner"** Wautier d'Aygalliers (Paris) — **„Überlieferung und Gegenwart"** Kovar (Prag), Tschirn (Wiesbaden), Vaughan (England), Otto (Marburg) — Nachm. **„Hus"** Hermelink — Abends öffentliche Versammlung: Niebergall u. A.
Mittwoch den 7. Vorm. **„Individualismus und Gemeinschaft"** Baumgarten — **„Erziehung im Glauben heute"** Carola Barth, Capek — Nachm. Ausflug.
Donnerstag den 8. Vorm. **„Demokratie und Internationalismus in ihrer Bedeutung für die Religion"** Auer (Boston), Fritze (Köln) — Nachm. Frauen — Abends Studenten und sonstige Jugend

Die Deutsche Glocke am Rhein wurde von uns geliefert.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. September

Diesem Heft liegen Prospekte der Firmen **Otto Reichl Verlag, Darmstadt** (Leuchter-Bücher) und **Chr. Kaiser Verlag, München** (Der Einblick) sowie ein Flugblatt des **Verbandes zur Förderung der Evangelisation in Spanien** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.